Handbuch
von
Erzählungen
für das
Kindesalter vom vierten bis zum siebenten Jahre.
Zum Gebrauch
für Mütter und Kinderfreundinnen.

Eine
Auswahl kleiner Geschichten für kleine Kinder;
aus den
Schriften mehrerer Jugendfreunde.

Getroffen und herausgegeben
von
Jakob Glatz.

Erster Theil.

Leipzig, 1806.
Bei Friedrich August Leo.

Vorrede.

Viele Mütter haben das Bedürfniß eines Handbuches von Erzählungen für das zarte Kindesalter gefühlt, mehrere, mit denen ich darüber sprach, äußerten es laut, und hie und da erschienen in öffentlichen Blättern Aufforderungen, den Müttern eine Schrift in die Hände zu geben, zu der sie, wenn ihre Kleinen durch Erzählungen unterhalten seyn wollten, ihre Zuflucht nehmen könnten. Schon seit Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, ein Werk dieser Art auszuarbeiten. Manche Veränderungen in meiner äußerlichen Lage, drückende Geschäfte und andere Umstände verhinderten mich bis jetzt, Hand daran zu legen, und fast zweifle ich, daß ich je meinen Plan, der einst einer meiner Lieblingsplane war, auszuführen im Stande seyn werde. Bis dahin wollte ich die

von mir für das zarte Jugendalter geschriebenen Erzählungen, die in meinen Jugendschriften zerstreut abgedruckt sind, sammeln, und sie den Müttern für ihre Kleinen unter dem Titel des gegenwärtigen Buches in die Hände liefern. Um indeß mehr Abwechselung, in Hinsicht der Materie sowohl als der Form, in die Schrift zu bringen, schien es mir gerathen, meine eigenen Erzählungen mit fremden bereits gedruckten zu vereinigen, und da dadurch dem Absatze der Schriften jener verdienten Männer, deren Erzählungen ich mit aufnahm, nicht der geringste Eintrag geschehen kann, so besorge ich, dieser Aufnahme wegen, keinen Tadel. Ich weiß, dieses Handbuch wird mancher Mutter gute Dienste leisten; ich thue indeß auf alles Verdienst dabey Verzicht; ich habe dabey bloß gewählt, geordnet und hie und da kleine Veränderungen angebracht. Die Aufsätze mit Sz. unterzeichnet rühren von mir her; den fremden habe ich die Namen ihrer Verfasser, wenn sie mir bekannt waren, beygesetzt. Manche Erzählung wird von noch sehr kleinen Kindern nicht ganz verstanden werden; es wird dann das Geschäft der erzählenden Mutter seyn,

sie durch deutliche Erklärungen verständlich und genießbar zu machen. Man würde überhaupt nicht wohlthun, wenn man alle in diesem Buche enthaltenen Geschichten Wort für Wort dem Kinde vorläse; am besten wird es seyn, wenn sie nacherzählt werden; und wer verstände dies besser als die Mütter?

Orthographische Fehler, die sich etwa einschleichen möchten, bitte ich durch meine Entfernung vom Druckorte zu entschuldigen.

Den Müttern, die dieses lesen, und die vielleicht meine „Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend" (Frankfurt a. M. bei Wilmans) für ihre Töchter als bildende Lectüre brauchbar gefunden haben, zeige ich bey dieser Gelegenheit an, daß mit diesem Handbuche unter dem Titel: „Theone. Ein Geschenk für gute Töchter, zur Weckung und Veredlung des sittlichen und religiösen Gefühls" (ebenfalls in Frankfurt a. M. bei Wilmans) als Seitenstück zu meiner Iduna von mir erscheint. Ich suche in der Theone vorzüglich auf die religiösen Gefühle meiner Leserinnen hinzuwirken, und werde

mich freuen, wenn einsichtvolle, redliche Mütter mir das Zeugniß geben, daß ich den Zweck des Buches nicht verfehlt habe: die edleren, höheren Gefühle in dem Herzen ihrer Töchter zu wecken, und sie zu religiösen Gesinnungen, zum Vertrauen auf Gott und das Göttliche in dem Menschen und in der Natur zu stimmen.

Wie sehr wünsche ich, daß das gegenwärtige Handbuch wenigstens einiger Maßen ein stark gefühltes Bedürfniß vieler Mütter befriedigen möge.

J. Glatz.

Inhalt.

Inhalt.

	Seite		Seite
1. Ernst	1.	17. Naschhaftigkeit	43.
2. So gehts, wenn man lügt	3.	18. Philipp u. das Messer	44.
3. Der Wolf und das Reh	4.	19. Die beyden Rothkehlchen	47.
4. Franz und Ernst	7.	20. Die schneeweißen Vögel	51.
5. Der Bär	8.	21. Der Geburtstag	55.
6. Hans voll Angst	10.	22. Das unglückliche Kind	58.
7. Herr Herbst macht einen Spaß	11.	23. Verwegenheit	60.
8. Herr Herbst macht noch einen Spaß	15.	24. O weh!	63.
9. Paul und das Pferd	23.	25. Emil und Emilie	65.
10. Das Kind und der Hund	24.	26. Das Schäfchen	68.
11. Der Maulwurf	25.	27. Der Geburtstag	71.
12. Das Vogelnest	31.	28. Das arme Schäfchen	74.
13. Nachlässigkeit	32.	29. Der Jäger	77.
14. Die Schlittenfahrt	34.	30. Herrmann	79.
15. Horch auf, was man dir sagt	38.	31. Neckerey	84.
16. Ernst und Eduard im Walde	40.	32. Siegfried und Martin	85.
		33. Das Eichhörnchen	88.
		34. Judith	93.
		35. Der wilde Knabe	95.

	Seite
36. Die weiße Henne	97.
37. Das Unglück	105.
38. Die zwey unglücklichen Kinder	110.
39. Der einfältige Bediente	111.
40. Das runde aschgraue Ding	115.
41. Der Bär, ein Clavierspieler	120.
42. Kinder müssen nicht unfolgsam und verwegen seyn	122.
43. Der gute Sohn	127.
44. Wilhelm	130.
45. Der nackte Sperling	132.
46. Die Zunge	138.
47. Die kranke Mutter	141.
48. Die schöne Kirsche	146.
49. Lisette	150.
50. Die unglücklichen Geschwister	153.
51. Franz und Gottlob	157.
52. Niklas	159.
53. Das Rothkehlchen	161.
54. Der Dieb	164.
55. Der freundliche Christian	166.
56. Adolph	167.
57. Der Pudel	173.
58. Der Hund und die Diebe	175.
59. Der geschenkte Kuchen	179.
60. Der kleine Kilian	181.
61. Die Bienendiebe	182.
62. Das zahme Täubchen	184.
63. Das zahme Mäuschen	187.
64. Die Katze, die alte und die junge Maus	191.
65. Der Waghals	193.
66. Das Häschen	195.
67. Das milchweiße Mäuschen	199.
68. Mätzchen	201.
69. Der blinde Mann und sein Hund	204.
70. Die Räuber und der Hund	205.
71. Die schönen Kleider	208.
72. Das unfolgsame Mädchen	212.

1.

Ernst.

Einst saß Ernst vor der Thür und sah in den Bach, der vor der Thür hinfließt. Da kroch in dem Bach ein Thier; grau sah es aus, und war mehr klein als groß. Kaum sah es Ernst, so zog er den Rock aus, warf von sich Schuh und Strumpf, und stieg in den Bach. Er war nicht tief. Dann bückt' er sich, griff mit der Hand das Thier an, und hob es in die Höh. Wie freut er sich! als er es in der Hand sah: He! rief er, Gust! Franz! Hans! Karl! Dolph! kommt her und seht, was da in der Hand ist!

Ach! sprach Dolph, das ist ein Krebs! nimm dich in acht, daß er dich nicht kneipt!

Da Dolph noch so sprach — au weh! da knipp der Krebs schon den Ernst in die Hand.

Der sprang und schrie: helft mir doch! der Krebs kneipt mich! und doch ließ ihn der Krebs nicht los.

Jetzt kam die Magd. Was fehlt dir Ernst? fragte sie.

Ey, sieh doch her, sprach Ernst, der Krebs kneipt mich.

Reich her die Hand, sprach drauf die Magd, nahm weg den Krebs, und warf ihn in den Topf, warf Salz darauf und kochte ihn.

Dann trug sie ihn zum Ernst. Er war nicht mehr grau, er war roth. Da nahm ihn Ernst und sprach: Dank, Dank dir! Dann aß er ihn. Herr Hinz, sein Freund, sah zu und sprach: wie schmeckt der Krebs?

Sehr gut! sprach Ernst.

Dies ist wohl ganz gut, sprach Herr Hinz, daß dir der Krebs gut schmeckt; mach nur auch, daß du was lernst, Freund Ernst!

Salzmann.

2.

So gehts, wenn man lügt.

Kind, was du sprichst, das sey stets wahr;
Sonst gehts nicht klug, das glaub, fürwahr;
Ein Kind schrie oft: ein Wolf! o weh!
Ein Wolf! ein Wolf! — o weh! o weh!
Lief man nun hin: so war nichts da,
Man hört und sah nichts fern und nah.
Einst packt' hu! hu! — ein Wolf das Kind —
Ein Glück, daß Wölf' bey uns nicht sind!
Da schrie es auf — kaum weiß ichs noch —
Ja, laut schrie es: o helft mir doch!
Man eilt nicht hin, weil es oft log,
Ein Wolf! rief, bis man zu ihm flog,
Und dann doch nie ein Wolf da war —
Jetzt hieß es nun: es ist nicht wahr!

Drum würgt's der Wolf; das Schrei'n half nicht.
Das merk dir, Kind, und lüg doch nicht.
Denn wer oft lügt, den glaubt man nicht,
Und wenn er auch, was wahr ist, spricht.

Hundeiker.

3.

Der Wolf und das Reh.

Es war sehr kalt,
Und in dem Wald
Lag Eis und Schnee,
Da kam ein Reh
Aus einem Busch,
Und husch! husch! husch!
Rennt's aus dem Busch.
Da kam ein Wolf,
Fast weiß wie Schnee.

Er sieht das Reh,
Und läuft ihm nach,
Und faßt es, ach!
Voll Zorn, voll Gier,
Beißt er das Thier;
Todt liegt es da.
Der Wolf frißt drauf
Das Reh ganz auf,
Und flieht husch! husch!
Schnell nach dem Busch.

Bald kam ein Mann
Mit Flint' und Hund;
Sein Hut war rund,
Sein Kleid schön grün;
Der Hund war bunt.
Der Mann kam nach dem Busch,
Da bellt der Hund, und husch!
Springt er flink in den Busch.

Da stürzt der Wolf voll Schreck
Wild aus dem Busch.
Der Mann
Greift nach der Flint',
Und legt sie an;
Bald geht es: paff!
Das Bley, das traf;
Der Wolf fällt hin;
Der Mann faßt ihn,
Und schleppt ihn fort;
Der Hund, der knurrt,
Bellt, springt und murrt,
Bald kommt der Mann
Im Dorfe an,
Und zieht hier schnell
Dem Wolf das Fell
Vom Leibe ab.
Nie fraß er mehr ein Reh.

Gz.

4.

Franz und Ernst.

Wann Franz ging, trug er stets den Kopf sehr hoch, und sah in die Luft. Einst kam er an ein Loch, und da er nicht um sich sah, fiel er, so lang er war, in das Loch.

Ging Ernst, so sah er nicht in die Höh, sondern auf die Erd', als sucht' er Geld. Krack! gings, und es fiel ein Stück Holz vom Dach, traf den Ernst an die Stirn, und schlug ihm ein Loch.

Wenn Gust ausgeht, sieht er fein um sich, bald in die Höh, bald auf die Erd'. Gust fiel noch nie in ein Loch, wie Fritz; noch traf ihn je ein Stück Holz, wie den Ernst.

Gtz.

5.

Der Bär.

Einst kam ein Bär vor das Haus, in dem Karl war, und mit ihm ein Mann, der sein Herr war, und noch ein Mann, der in der Hand ein Ding hielt, auf dem er pfiff. Karl sah dies und freut sich drob, und rief laut: ein Bär! ein Bär! da kommt ein Bär! Da sprang Ernst und Fritz zu ihm, um den Bär auch zu sehn. Er war groß und braun, sein Schwanz sehr kurz.

Nun pfiff der Mann, und der Bär stieg in die Höhe. Der Herr des Bärs gab ihm den Stock, den er in der Hand hielt, und der Bär ging mit dem Stock hin und her; dann ritt er drauf. Auch setzte ihn sein Herr den Hut auf den Kopf. Auch schlug ihn sein Herr, da brummt und knurrt er.

Karl trat nun zu dem Herrn des Bärs, und fragte ihm: Mein Freund! was frißt dein Bär? Was du ihm

gibst, sprach er zu ihm. Bring ihm Brot, Fleisch, und auch wohl Birnen; er frißt es dir.

Da lief Karl fort in den Saal, und nahm ein Stück Brot, das auf dem Tische lag, und lief zum Bär.

Herr Bär! sprach er, hast du wohl Lust? und hielt ihm das Brot hin. Der Bär sprach nichts, doch brummt' er, und kam auf Karln los. Da warf ihm Karl das Brot hin.

Der Bär griff zu und fraß es auf. Dankt dir mein Sohn! sprach der Herr des Bärs zu ihm, für das, was du dem Petz gibst.

Nun that er den Hut ab, und hielt ihn hin dem Ernst und Fritz und Karl. Da warf Karl ein Stück Geld in den Hut und sprach: Hier, Mann! hier ist Geld für mich und Ernst und Fritz.

Dank, Dank! sprach drauf der Mann, und nahm den Bär, und ging mit ihm fort.

Da war Karl froh, daß der Bär da war. Ein Bär war sonst noch nie bey ihm.

Salzmann.

6.

Hans voll Angst.

Ach! ach! schrie Hans, und lief schnell in ein Haus.

Was fehlt dir, Hans? sprach Herr Haun, der zu ihm kam.

Ach! schrie Hans, es lief ein Thier auf mich, ein schrecklich Thier!

Hans war voll Angst, und hielt Herrn Haun fest bey der Hand.

Wart'! rief Haun, ich will hin, und sehn, was es für ein Thier ist.

Herr Haun ging hin — und sah das Thier. Was war's? — Ein Bock, der ein Tuch um den Kopf hatte.

Ha! ha! rief Herr Haun, als er zu Hans kam, weißt du, was es für ein Thier war? Es war ein Bock.

Da war Hans froh, und ging fort. Wann er jetzt an den Bock denkt, lacht er.

Gz.

7.

Herr Herbst macht einen Spaß.

Kinder! sprach einst Herr Herbst zu seinen vier Kindern; (Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen hießen sie); wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem mach ich einen Spaß.

Und was für einen Spaß, lieber Vater? fragte Lotte.

Steh du nur zu rechter Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, dann erfährst du den Spaß, den ich euch zu machen denke, sagte der Vater.

Ich stehe gewiß auf, vor sechs Uhr, ohne daß du mich weckst, sagte Lotte.

Ich auch! ich auch! riefen alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn; dies war für sie ein Zeichen zu Bette zu gehen.

Jedes gab also dem Vater einen Kuß, und sprach: gute Nacht, lieber Vater! morgen steh ich gewiß, ohne

daß du mich weckst, vor sechs Uhr auf. Nun ging jedes Kind in sein Bette, und jedes sprach, ehe es einschlief: halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard nahm sogar die Kreide, und schrieb über sein Bette: halb sechs Uhr steht Bernhard auf!

Da sah man recht, daß der Mensch kann, was er will. Kaum hatte es ein Viertel auf sechs geschlagen: so waren alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an, schlich sich zur Kammer heraus, und jedes glaubte, das erste zu seyn.

Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie alle auf dem Saale an. Guten Morgen! guten Morgen! riefen sie eines dem andern zu. Da war Freude! Nun, sagten sie, wollen wir doch sehen, was uns der Vater für einen Spaß machen wird.

Sie gingen zum Vater. Ach! sprach dieser, wenn der Vater verspricht einen Spaß zu machen, dann können die Kinder früh aufstehen. Nun, ich halte Wort. Erst thut, was gute Kinder thun, wenn sie aus dem Bette kommen.

Da kämmten sie sich, wuschen sich, und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun traten sie vor den Vater, und Hannchen fragte: machst uns nun den Spaß?

Hier ist der Spaß! sprach der Vater, und warf sogleich jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Munde war ein Gitter von Draht, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? sprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater schneidet gewiß Honig.

Richtig! sagte der Vater, gefällt euch dieser Spaß?

O ja! o ja! riefen alle und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren; Karl ein Paar Büschel Wermuth; von dem Mädchen jedes ein langes Messer; der Vater selbst trug eine Gölte, und die Mutter folgte mit einem Siebe und einem Paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun ging der Spaß recht los. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er ein Büschel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, das

er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude!

Nun trug man den Honig in die Stube, die Kinder folgten, und die Mutter ging fort, und holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater ging fort und sagte: Kinder! nun mache ich noch Einen Spaß, ich lasse für euch Honig auf Semmeln streichen: aber nasche mir niemand!

Kein Kind naschte, außer — Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwester traten ängstlich um sie und fragten: was fehlt dir, Hannchen? Vater und Mutter liefen herbey, und fragten: was fehlt dir? Aber Hannchen sperrte das Maul auf und schrie, als wenn sie am Spieße steckte. Die Mutter sah in den Mund, und sieh da! ein Bienchen saß auf der Zunge, das im Honig gewesen war, und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hing. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen aber ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut, und Karl sprach: der Spaß, den uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sahe durch das Fenster, und sah da Minchen, des Nachbars Tochter, gehen.

Das arme Minchen! sprach sie; ihr Vater hat keine Bienen, kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. Liebe Mutter! willst du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?

Das machst du gut, mein Kind! sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was das Mädchen für eine Freude hatte! wie sie Lottchen dankte! und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

Salzmann.

8.

Herr Herbst macht noch einen Spaß.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleyen waren. Wenn er nun seinen Kindern eine

Freude machen wollte: so ging er mit ihnen zu dem Teiche; jedes nahm ein Stück schwarzes Brot mit, und dann pflückten sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen, die Käfer, die im Wasser leben, hin und her fuhren, hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte und — husch! — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal so ein Thier fangen und in der Nähe sehn sollte. Herr Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach greifen durfte: War dies wohl recht? ich glaube wohl. Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn eins von ih n in das Wasser fiel: so war es aus mit ihm.

Nun gebt Achtung! jetzt kommt der Spaß.

Einmal sprach auch Herr Herbst: wollen wir zum Teiche gehn? Ja! ja! sprachen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus und kam zuerst bey dem Teiche an. Kaum war er da, so drehete er sich um und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne!

Lotte!

Lotte! der Vater macht einen Spaß! kommt geschwind herbey! Da lief alles, was laufen konnte. Tausend! was war da! Das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem Boden wimmelte alles von großen und kleinen Thieren. Da zappelte ein großer Karpfe, hier ein Paar Schleyen, die sich in dem Schlamm einzuwühlen suchten. Schmerlen, Krebse, Frösche, Käfer, Larven bedeckten den Boden des Teichs. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehn sollen! Eins rief: Vater! sieh den schrecklich großen Frosch! Ein andres: Lotte! Lotte! komm geschwind her und sieh den Krebs! Hannchen rief: o wer holt mir den Käfer! Sieh Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fing Bernhard an und sagte: ach, lieber Vater! wenn du uns eine rechte Lust machen willst: so laß uns in den Teich gehn! und alle stimmten bey: lieber Vater! thue es doch! Da wollen wir Fische, Krebse, Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust seyn!

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; zieht aber erst Schuhe und Strümpfe aus, legt die obern Klei-

der ab, in denen die Arme stecken, und streift die Arme auf, daß ihr die Kleider nicht zu schmutzig macht. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr die Frösche, Larven, und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was war dies für eine Freude! Hundert und mehrmal zogen sonst die Kinder Schuh und Strümpfe aus, wenn sie ins Bett gingen; so hurtig wurden sie aber nie fertig, als diesmal. Kaum hatte der Vater dies gesagt: so war auch schon alles fertig, und sprang in den Teich. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder Larve fing, jauchzte es, und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwey Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust, dann klatschte er in die Hände, und befahl, daß sie nun aus dem Teiche kommen sollten. So hurtig ging es nicht heraus, als hinein. Jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andre: nur die Schmerle noch, lieber, guter Vater! aber der Vater sagte: eins! zwey! drey! und dies war das Zeichen, daß die Kinder sogleich folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber — wie sahen die Kinder aus!

über und über waren sie mit Schlamm bedeckt, und man konnte sie weiter riechen als sehen.

Dies hatte die Mutter voraus gesehen, deswegen hatte sie andre Wäsche und Kleider holen lassen. Der Vater führte sie nun alle zu einem Bache, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und das Gesicht waschen mußten. Da nahm jedes Kind seine Wäsche und Kleidung, ging in einen Busch und zog sie an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun, Kinder! sprach der Vater, ihr fingt heute viele Thiere, haben sie euch Schaden gethan?

Nein! sagten alle.

Vater. Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Körben und Töpfen wohl ist?

Bernhard. Dies glaub ich nicht.

Vater. Nun, da ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph! (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Teiche ließ) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fingen, daß ich über sie Gericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne, und du, gute Mutter! setzt euch alle um mich, und gebt Achtung, ob ich recht richte! Bernhard! wenn ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen, denn sie schadet mir ja nicht.

Bernhard. Ja die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfisch? der schadet ja nicht und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard. Dies ist wohl wahr; aber man nutzt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwey Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, und wenn sie uns nützen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht bringen, und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwey Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke: ja! Wir können sie essen und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es ja auch wohl mit den Schleyen, den Schmerlen und den Krebsen. Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch es nur, Mutter! und siede welche; du sollst sehn, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun so sollen sie alle sterben! weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können: so sorgt dafür, Christoph, daß sie in den Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, gethan werden. Die Mutter wird schon drauf sehen, daß sie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie Schaden gethan?

Alle. Nein! nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Fi! ich mag keinen Frosch essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür Krebse.

Vater. Nun so mögen denn die Frösche leben!

Eben so sprach man auch die Larven und die Käfer frey vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern, und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre, und was es nütze.

Da nun dies vorbey war, sprach der Vater: Nun, Kinder! weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch ihren Tod nicht nützen: so gebt ihnen die Freyheit!

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun.

Nun ging es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße! Die Kinder freuten sich alle, da sie diese Thiere im Teiche herum kriechen und hüpfen sahen.

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortging, fragte er den Bernhard: haben wir diese Thiere wohl in dem Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen! war Bernhards Antwort.

Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zu-

stopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fing das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun ging es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein Paar Stunden in freyer Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: wir danken dir, Vater, du hast uns heute einen rechten Spaß gemacht.

Salzmann.

9.

Paul und das Pferd.

Einst sah Paul, der noch klein war, ein Pferd.

Hum! sprach Paul, da steht das Pferd, und thut nichts.

Freund Paul, rief ihm Kunz zu, sieh, sieh den Gaul; bind' ihn ab, setz' dich auf, und reit' auf ihm um das Haus.

Gut, sprach Paul, ich will es gleich thun.

Jetzt sprang Paul zum Gaul. Das Pferd sieht ihn an, wird laut und wild und stampft um sich. Paul wird blaß, bleibt stehn, und bebt. Da schlägt ihn der Gaul an den Arm. Paul fiel hin, und aus dem Kopf lief Blut. Kunz lief fort. Zum Glück kam der Herr vom Pferd, sah Paul in dem Blut, hob ihn auf, und trug ihn in das Haus. Ein Arzt band um den Kopf ein Tuch. Noch liegt Paul im Bett, und ist krank. Sein Arm wird wohl nie wieder ganz gut.

Gz.

10.

Das Kind und der Hund.

Ein Kind, das noch klein war, kroch im Hofe auf und ab; da kam ein Hund, und sah das Kind.

Das Kind kroch zu dem Hund, und griff ihn an dem Schwanz; da ward der Hund wild, und schnappt' nach der Hand vom Kind.

Das Kind schrie, doch es kam ihm kein Mensch zu Hülf', der Hund schnappt' noch einmal nach der Hand, und biß das Kind so stark, daß Blut kam.

Nun kam die Magd vom Haus, und sah das Kind, das sehr schrie; sie nahm es schnell in den Arm, und lief mit ihm in das Haus.

Bald kam ein Arzt, und sah die Hand vom Kind recht an.

Die Hand sieht schlimm aus, sprach der Arzt. Das Kind schrie, als man ein Tuch um sie band. Viel Zeit verging, eh' die Hand wieder gut war.

Gß.

11.

Der Maulwurf.

Gustav hatte von seinem Vater einige Beete geschenkt bekommen, auf welche er pflanzen konnte, was er wollte. Diese machten ihm viel Freude. Täglich war er ein Paar Stunden bey denselben, bepflanzte, begoß, gätete sie, und

wenn er nicht wußte, was er an denselben vornehmen sollte: so saß er wenigstens dabey, und freuete sich über die Pflanzen, die drauf wuchsen. Diesmal hatte er sie mit Erbsen, Bohnen, Gurken, Nelken, Levkojen und Aurikeln bepflanzt.

Nun bekam er aber in seinen kleinen Garten einen Gast, der ihm gar nicht angenehm war. Es war ein Maulwurf. Dieser machte böse Wirthschaft; bald wühlte er die Erbsen, bald die Bohnen um, die Gurken ließ er gar nicht aufkommen. Dies machte dem Gustav vielen Verdruß.

Einmal kam er auch des Morgens, um seinen Garten zu besehen — da — da hatte der Maulwurf seine letzten Gurken umgewühlt.

Da fing er an bitterlich zu weinen. Sein Vater hörte es, sprang herzu, und rief, was fehlt dir, Gust?

Gustav. Ach! sieh nur, Vater! was mir der böse Maulwurf für Verdruß macht. Den ganzen Garten hat er durchwühlt. Auch die letzten Gurken, die ich noch hatte, hat er diese Nacht umgewühlt.

Vater. Armer Gustav! aber sag mir nur: geht denn der Maulwurf weg, wenn du weinst?

Gustav. Nein!

Vater. Bekommst du denn durch das Weinen deine Pflanzen wieder?

Gustav. Ach, diese bekomm ich nicht wieder.

Vater. Nun, da hilft dir ja das Weinen zu nichts.

Gustav. Man kann aber doch das Weinen nicht lassen.

Vater. Wenn es aber zu nichts hilft, so wäre es doch wohl besser, wenn du nicht mehr weintest, und lieber nachdächtest, wie du ihn bekämest.

Gustav. Wie soll ich denn das anfangen?

Vater. Willst du den Maulwurf haben?

Gustav. O ja, Vater!

Vater. Gut! morgen, ehe du zu Tische gehst, soll er in deiner Gewalt seyn.

Gustav. Das soll mir lieb seyn. Da soll er es fühlen, wenn ich ihn bekomme; das Herz aus dem Leibe reiß ich ihm.

Vater. Das wollte mein guter Gustav thun?

Gustav. Ja! der Kerl hat es ja verdient.

Vater. Er hätte es verdient, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen würde? ich glaube es nicht. Weißt du denn, warum er in deinem Garten wühlt?

Gustav. Das hast du mir einmal gesagt. Er wühlt, weil er Würmer sucht.

Vater. Und deswegen willst du ihm das Herz aus dem Leibe reißen?

Gustav. Deswegen nicht, sondern weil er meine Gewächse umwühlt.

Vater. Meinst du denn, daß er deine Gewächse sieht, wann er unter der Erde wühlt?

Gustav. Das glaube ich freylich nicht.

Vater. Also darfst du ihm deswegen auch nicht das Herz aus dem Leibe reißen; weil er dir, ohne sein Wissen, Schaden thut.

Gustav. Aber tödten darf ich ihn wohl?

Vater. Ja, das darfst du. Der Mensch hat ein Recht, die Thiere zu tödten, die ihm Schaden thun.

Dabey blieb es nun, und Gustav nahm sich vor, daß er den Maulwurf nicht martern wolle, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme.

Nach Tische ging Gustav mit seinem Vater auf das Feld. Sie suchten Blumen, um sie zu Hause zu betrachten. Auf einmal rief Gustav: sieh da, Vater! und gleich sprang er auch fort, haschte mit der Hand nach etwas, fing es und rief: He, Vater! ich habe ihn!

Vater. Was hast du denn?

Gustav. Einen Maulwurf.

Vater. Da bist du ja ein ganzer Jäger.

Gustav. Aber, Vater! was ist denn das? der Maulwurf hat ja nur zwey Beine.

Vater. Nur zwey Beine? dies kann ich nicht glauben. Zeig ihn her!

Gustav. Sieh nur! hier sind die hintern Beine; aber wo sind denn die vordern?

Vater. Ah! das ist doch abscheulich! die vordern Füße schnitt ihm ein dummer Mensch ab.

Gustav. Und warum denn?

Vater. Vermuthlich, weil er nicht wußte, daß der Maulwurf nur deswegen wühle, um Würmer zu suchen, und glaubte, er thäte es, um die Wiesen zu verderben. Sieh nur, wie das arme Thier leidet! bedenke selbst,

Gustav! wie dir zu Muthe seyn würde, wenn dir ein grausamer Mensch die Hände abhiebe!

Gustav. Aber, Vater! was sollen wir mit dem armen Thiere thun?

Vater. Das Beste ist, daß wir die Qualen des armen Thieres endigen. Lege es auf die Erde.

Nun setzte der Vater den Absatz seines Stiefels auf des Maulwurfs Kopf und zerquetschte ihn. Und was that Gustav? er fiel dem Vater um den Hals, weinte, und sagte: lieber Vater! niemals will ich ein Thier quälen.

Dies hoffe ich auch von meinem lieben Gustav, sprach der Vater. Den folgenden Morgen ging Gustav wieder zu seinem Garten. Da kam ihm der Gärtner entgegen, hielt den Maulwurf in der Hand und sagte: Hier, Gustav! ist der schlimme Gast, der deinen Garten durchwühlte. Ich habe ihn gefangen und todt gemacht; gemartert habe ich ihn aber nicht.

Salzmann.

12.

Das Vogelnest.

Moritz ging eines Morgens in den nahen Wald. Es begegnete ihm ein Knabe, der etwas Heimliches in einem Schnupftuche trug.

Hast du Beeren zu verkaufen? fragte Moritz.

Nein! antwortete der Knabe: aber ich habe etwas, was mir lieber ist als ein ganzer Wald voll Beeren.

Und was denn? kann ich es nicht wissen? sagte Moritz.

Ich habe ein Nest voll Jungen, erwiederte der Knabe.

Ein Nest voll Jungen? rief Moritz; wie konntest du es über dein Herz bringen, die armen Jungen auszunehmen? Das ist nicht schön von dir. Gib sie mir, und zeige mir den Ort, wo das Nest sich befand; du sollst dafür sechs Kreutzer von mir erhalten.

Der Knabe willigte ein. Moritz trug das Nest mit den jungen Vögeln auf den Platz, wo es vorher war. Die Alten von den Jungen kamen herbeygeflogen, und freuten sich, diese wieder zu sehen, und Moritz freute sich über seine That.

Gk.

13.

Nachlässigkeit.

Vater! sagte eines Tages der kleine Valentin, vor der Thüre steht ein Junge, der hat ein Paar Krummschnäbel zu verkaufen; erlaubst du mir, daß ich einen davon kaufe?

Ich erlaube es dir, versetzte der Vater; kaufe du den einen, und ich kaufe den andern. Das geschah. Als die zwey Vögel gekauft waren, schenkte man einem die Freyheit, der andere aber wurde in ein großes Bauer gethan.

Valen-

Valentin versprach dem Vater, den Vogel ordentlich zu füttern. Dies that er einige Tage auch wirklich; er gab ihm Hanf; auch legte er Tannenzapfen in den Käfig, aus welchem der Krummschnabel sich den Samen heraus holte und ihn mit Appetit fraß.

Nach einigen Tagen aber ward Valentin im Füttern des Vogels nachlässiger. Einmal gab er ihm einen ganzen Tag nichts zu fressen. Dies sah sein Vater, und gab ihm einen scharfen Verweis. Wenn man, sagte er, einen Vogel hat, so muß man ihm ordentlich zu fressen geben, und das arme Thier nicht Hunger leiden lassen. Ich sehe schon, du bist nicht werth, daß ich dir die Freude gemacht und erlaubt habe, den Krummschnabel zu kaufen, und ihn in den Bauer einzusperren. Er soll nicht verhungern, sondern seine Freyheit haben.

Nun ließ der Vater den Krummschnabel zum Fenster hinaus fliegen, und Valentin — was mag dieser dabey gedacht und gefühlt haben? —

Gz.

14.

Die Schlittenfahrt.

Als einmal des Morgens Ernst, Sophie und Heinrich zum Fenster hinaus sahen, da ward die ganze Flur mit Schnee bedeckt. Darüber freueten sich die Knaben, schlugen in die Hände und sagten: heute können wir auf dem Schlitten fahren, das wird eine rechte Lust geben!

Wenn es der Vater erlaubt, sagte Sophie.

Das versteht sich! sprach Ernst. Aber der Vater erlaubt es uns gewiß. Seyd nur alle recht gut, daß wir ihn nicht verdrießlich machen.

Dies thaten denn alle; wuschen sich, kämmten sich, spülten sich den Mund aus, wie gute Kinder zu thun pflegen. Sie zankten sich auch nicht.

Nachdem sie nun das Frühstück genossen hatten, sahen sie einander immer an und lächelten.

Was habt ihr denn vor, fragte die Mutter, daß ihr einander so zulächelt?

Wir wollten heute gern auf dem Schlitten fahren, sagte Ernst.

Bittet den Vater drum! gab die Mutter zur Antwort.

Ich bitte ihn drum! sagte Ernst, und lief sogleich zum Vater fort. Bald darauf kam er wieder zurück, und rief in die Stube: der Vater erlaubt es uns — Punkt zehn Uhr geht es fort mit dem Schlitten.

Darüber freuten sich alle, und jedes lief fort, und machte seinen Schlitten zurechte. Dann gingen alle in die Lehrstunden.

Kaum schlug es zehn, so sprang jedes Kind nach seinem Schlitten, und lief nach der Thür zu. Heinrich war zuerst vor der Thür, und als er vor die Thür kam, siehe! da stund jemand da, und hatte auch einen Schlitten. Wißt ihr wohl, wer es war? — Der Vater war es?

Fährest du auch mit auf dem Schlitten? fragte Heinrich.

Das versteht sich! sagte der Vater. Das war dem Heinrich eben recht! Er rief den andern Kindern zu:

wißt ihr was Neues? der Vater fährt mit auf dem Schlitten!

Da riefen die übrigen Kinder auch: der Vater fährt mit auf dem Schlitten! der Vater fährt mit auf dem Schlitten.

Und nun nahm jedes seinen Schlitten und lief nach einem Hügel, von welchem sie schon oft herab gefahren waren, ich glaube er hieß der Geisenberg.

Jetzt waren sie da. Ehe wir noch hinunter fahren, sagte der Vater, müssen wir noch etwas mit einander ausmachen. Es kann seyn, daß eins oder das andere vom Schlitten fällt, da darf nun niemand weinen.

Ich weine gewiß nicht! sagte Heinrich. Ich auch nicht! ich auch nicht! sagten die übrigen.

Nun ging die Fahrt vor sich. Schnell wie Pfeile, schossen sie mit ihren Schlitten vom Geisenberge herab, und sobald sie herab waren, liefen sie auch mit den Schlitten wieder hinauf.

Sechsmal ging die Fahrt recht gut; als sie aber das siebentemal herab fuhren, stieß des Vaters Schlitten an einen Stein und schlug um. Der Vater lag im Schnee.

Da erschraken die Kinder, liefen zu ihm und fragten: es thut dir doch nichts wehe, lieber Vater?

Ja wohl, sagte er, thut mir etwas weh. In der linken Hand fühle ich so großen Schmerz, daß ich fast weinen möchte; weil wir es aber einander versprochen haben, daß wir nicht weinen wollen: so weine ich nicht. Und nun nahm er seinen Schlitten und zog ihn wieder den Geisenberg hinauf. Noch ein Paarmal fuhren sie herab. Da schlug auch Ernstens Schlitten um. Ernst fiel auf den Kopf. — Es that ihm weh, und schon sperrte er das Maul weit auf, um recht laut zu heulen. Da fiel ihm ein, was er dem Vater versprochen hatte. Er that also das Maul wieder zu, verzog es ein wenig und wischte ganz stille die Thränen ab, die ihm über die Backen liefen.

Da sie nun eine Stunde lang gefahren hatten, fing Sophie an herum zu trippeln, und sagte: mich friert!

Mich auch! sagten ihre Brüder.

Gut! sagte der Vater, so wollen wir nach Hause gehen.

Auf dem Wege sagte Ernst: wenn ich nur meine Füße nicht erfroren habe!

Auf der Schlittenbahn, sagte der Vater, hast du sie nicht erfroren, nimm dich nur in Acht, daß du sie nicht in der Stube erfrierst.

Wie kann ich sie denn in der Stube erfrieren? fragte Ernst. Und der Vater sagte: wenn du aus der Kälte gleich an den heißen Ofen läufst.

Dies merkten sich die Kinder, und als sie in die Stube kamen, traten sie nicht um den Ofen, sondern an das Fenster, da schadete ihnen die Schlittenfahrt nichts, und das Essen schmeckte ihnen recht gut.

Salzmann.

15.

Horch auf, was man dir sagt, und thu' es auch.

Herr Horst sprach zu dem Gust;
Gust! geh nicht in den Stall.
Es steht im Stall ein Pferd,
Das wird dir oft gar wild.

Kommt man ihm nah,
So schlägt es stark um sich,
Und wen es trifft, ach! der wird lahm,
Wenn nicht gar todt.
Herr Horst ging fort.
„Geh' du nur fort, Herr Horst!“
Sprach drauf mein Gust.
„Ich thu' nicht, was du sagst;
„Meinst wohl, ich hätt' kein Herz
„Im Leib? ja wart!“ —
Gust ging jetzt in den Stall!
Er fand und sah das Pferd.
Das Pferd stand still, ganz still.
„Das heiß' ich gar nicht wild,“
Sprach Gust. „Das Pferd ist zahm,
„So zahm wie Schaf und Lamm.
„Rapp! Rapp! Rapp! Rapp!“
Gust rührt' das Pferd drauf an.
Das Pferd wird wild, gar wild;
Es dreht sich um und stampft,
Und trifft Gust an das Bein.
Gust schrie: o weh! o weh!

Man trug ihn drauf ins Bett,
Und lang war er sehr krank.
Gust hinkt noch jetzt.
Und bleibt stets lahm.
Er wär' nicht lahm,
Hätt' er Herrn Horst gefolgt.

Gz.

16.

Ernst und Eduard im Walde.

Der kleine Ernst ging in den Wald,
Und Eduard ging auch mit ihm.
Sie krochen auf dem Berg' herum,
Und suchten Beeren;
Erdbeeren,
Heidelbeeren,
Himbeeren,
Stachelbeeren,

Sie fanden viele Beeren.
Ernst hatte eine Schachtel,
Und Eduard ein Glas;
Und darin thaten sie die Beeren.
Ernst kam an einen Busch,
Da gings husch! husch!
Ein Vogel flog heraus.
Ernst suchte nach im Busch,
Und fand — was fand er wohl?
Er fand ein Vogelnest,
Und in dem Vogelneste
Pisperten sechs Junge.
Ernst freute sich gar sehr,
Und ließ vor lauter Freude
Die Schachtel mit den Beeren fallen.
Lauf, Eduard, herbey!
Rief Ernst; geschwind, geschwind!
Eduard lief wie der Wind.
Er freute sich so sehr, wie Ernst.
Die jungen Vögel sperrten ihre Schnäbel
Gewaltig auf; denn hungrig waren sie.
Was meinst du Ernst, sprach Eduard,

Wir nehmen doch die Thierchen mit?
Was? Eduard! ist das dein Ernst?
Nein! nein! die Vögel bleiben hier,
Sieh' nur, die Mutter fliegt herum.
Und glaubt, wir stehlen ihr die Jungen;
Hörst du, sie klagt, sie weint;
Ach! wie betrübt wär' sie,
Wenn sie die Kleinen nicht mehr fände,
So sprach der kleine Ernst,
Und Eduard, der schwieg,
Und gab ihm recht.
Sie gingen beyde weg vom Nest.
Da kam die Mutter von den Vögeln,
Und brachte ihnen Futter
Und freute sich,
Daß sie die Kinder fand.

Wie gefällt dir Ernst und Eduard, mein kleiner Leser?

Gtz.

17.

Naschhaftigkeit.

Die kleine Brigitte naschte gern; wenn sie etwas sah, das sie gerne aß, so schlich sie sich heimlich dazu, und nahm davon was für ihren Gaumen. Das war nun nicht recht von Brigitten; man nannte sie häufig die Näscherin.

Einmal bekam Brigitten ihre Naschhaftigkeit gar übel. Sie befand sich in der Küche. Niemand war sonst da. Sie guckte in einen Topf und sah Fleisch darin. Ey, dachte sie, davon mußt du ein Stückchen kosten.

Brigitte sah sich um, ob niemand in die Küche käme. Da sie niemanden sah, so griff sie mit großer Schnelligkeit und Angst nach einem Stückchen Fleisch und wollte es geschwind hinunterschlucken. Aber es waren mehrere kleine Knochen darin, wovon einer ihr im Halse stecken blieb.

Brigitte wäre beynahe erstickt, wenn nicht, zum Glück, ihre Mutter in die Küche gekommen wäre. Sie gab ihr ein halbes Dutzend tüchtige Puffe in den Rücken. Brigitte erbrach sich, und das Knöchelchen kam glücklich aus dem Halse. Brigitte soll von nun an sich bemüht haben, ihre Naschhaftigkeit abzulegen.

Gtz.

18.

Philipp und das Messer.

Der kleine Philipp konnte nie ruhig sitzen; immer war er in Bewegung, immer zappelte er herum. Man nannte ihn daher gewöhnlich Philipp, den Unruhigen.

Sollte Philipp etwas lernen, so hatte er Langeweile dabey, und fing an zu gähnen. Er hätte nur immer spielen mögen.

Bey seinen Spielen war Philipp sehr unvorsichtig. Die albernsten, gefährlichsten Spiele waren ihm die liebsten.

Einmal fand er Vergnügen daran, ein langes spitziges Messer immer vor sich in die Erde zu werfen.

Das sah seine Mutter. Philipp, rief sie, was treibst du?

Ich spiele mit dem Messer, antwortete Philipp.

Du bist der alte unvorsichtige Philipp, sprach die Mutter. Mußt du denn gerade an so einem Spiele Gefallen finden? Das Messer kann in deinen Fuß fallen und dich lahm machen.

O dafür will ich schon sorgen, rief Philipp, meinem Fuße soll nichts geschehen!

Die Mutter ermahnte ihn, das gefährliche Spiel mit dem Messer zu unterlassen; aber Philipp folgte ihr nicht.

Kaum war die Mutter fort, so fing Philipp wieder an, das Messer in die Erde zu werfen. Der Unvorsichtige! Das Messer fiel in seinen Fuß, ging durch den Stiefel durch, und tief in das Fleisch ein.

Philipp that einen Schrey. Das Blut spritzte durch den Stiefel in die Höh', und Philipp fiel vor Schrecken auf die Erde nieder.

Zum Glück kam eine Magd herbey. Als sie das Blut sah, das durch Philipps Stiefel drang, schrie sie laut

auf, lief zu Philipps Vater, und meldete ihm den Unfall des Sohnes.

Der Vater eilte zu Philipp, und fand ihn in seinem Blute liegen.

Philipp wurde sogleich in das Zimmer getragen. Man wollte ihm den Stiefel ausziehen, da er aber voll Blut war, so ging dies nicht. Der Stiefel mußte aufgetrennt werden.

Jetzt erst sah man, wie groß die Wunde sey. Das Blut strömte noch immer heraus. Man wusch den Fuß mit Wasser und verband ihn.

Nun schickte der Vater zum Wundarzte, der die Wunde besah, und eine Salbe verordnete.

Philipp bekam ein Fieber, welches man das Wundfieber zu nennen pflegt. Sein Fuß schmerzte ihn sehr. Acht Wochen lang mußte er im Bette liegen, bis die Wunde geheilt war, und er wieder auftreten konnte.

Wäre der Arzt nicht so geschickt gewesen, so hätte er vielleicht den kalten Brand in den Fuß bekommen, und wäre entweder daran gestorben, oder er hätte sich den Fuß müssen abnehmen lassen.

Das waren die Folgen von Philipps Leichtsinn und Ungehorsam. Sich selbst zog er die größten Schmerzen zu, und seinen guten Eltern machte er Angst und Kummer.

Es heißt, daß es solcher leichtsinnigen Philippe auf der Welt noch mehr gebe.

Gß.

19.

Die beyden Rothkehlchen.

Einmal kam ein Knabe zu Ernsten und fragte ihn: ob er nicht Rothkehlchen kaufen wollte? Einen ganzen Bauer voll Rothkehlchen hatte er.

Ernst hätte gern eins gekauft, aber — er wußte nicht, ob es der Vater erlaube? Er ging also zum Vater und fragte ihn: ob er ein Rothkehlchen kaufen dürfe?

Wohin willst du es thun? fragte der Vater.

In deine Stube, sagte Ernst.

Nun gut, sagte der Vater, kaufe dir ein Rothkehlchen, und thue es in meine Stube.

Da freute sich Ernst, ging über seine Sparbüchse, holte drey Pfennige, und kaufte sich ein Rothkehlchen. Es war ein gar artiges Thier, und hatte schwarze Beine.

Ernst streichelte es, küßte es und sagte: du sollst es recht gut bey mir haben. Nun ließ er es in die Stube des Vaters fliegen.

Erst war es etwas scheu, und flatterte an den Fenstern herum. Aber bald wurde es bekannt und schnappte Fliegen weg. Dies machte dem Ernst viele Freude.

Wenn Ernst bey Tische war: so nahm er allemal einen Bissen von seinem Fleische, schnitt ihn klein, und legte ihn dem kleinen muntern Vogel hin. Das Rothkehlchen fraß es bald auf, befand sich dabey wohl, und nach ein Paar Tagen fing es sogar an zu singen.

Dies war dem Ernst sehr lieb, und er nannte das Rothkehlchen, Schätzchen.

Nun kam der Knabe wieder und fragte den Ernst: ob er nicht noch Ein Rothkehlchen kaufen wollte?

Ernst lief geschwinde zum Vater, und fragte: darf ich für Schätzchen nicht ein Kammermädchen kaufen?

Ja!

Ja! sagte der Vater, ich erlaube es dir.

Da holte Ernst wieder drey Pfennige aus seiner Sparbüchse, und kaufte sich noch Ein Rothkehlchen. Er nannte es Mätzchen.

Nun trug er es in die Stube, und dachte: was für eine Freude wird Schätzchen haben, wenn es Mätzchen zu sehen bekommt!

Aber Schätzchen war gar nicht gut und gefällig. Sobald Mätzchen in die Stube kam, flog es drauf los und biß es.

Mätzchen mußte sich in einem Winkel verkriechen, und wenn es von dem Fleische etwas nehmen wollte, das Ernst geschnitten hatte, so kam Schätzchen allemal und biß es weg.

Ernst jagte sehr oft Schätzchen fort, und warf das Fleisch dem Mätzchen hin. Was half es aber? immer konnte er doch nicht in der Stube seyn, und wenn er nicht in der Stube war: so wurde das arme Mätzchen aus einer Ecke in die andre gejagt.

Da wurde Mätzchen traurig, machte sich rauh, und nach ein Paar Tagen lag es todt auf der Erde.

Darüber war Ernst sehr betrübt, zeigte das todte Mätzchen dem Vater, und sagte: sieh nur Vater! was Schätzchen für ein böses Thier ist! da hat es das arme Mätzchen so lange geplagt, bis es gestorben ist.

Gefällt dir das von Schätzchen? fragte der Vater.

Gar nicht! sagte Ernst. Das böse Thier! es konnte sich mit seinem Kammermädchen gar nicht vertragen.

Nun, sagte der Vater, wir wollen es dem Schätzchen vergeben, denn es weiß nicht, was es für Freude macht, ein gutes Kammermädchen zu haben.

Es giebt aber Kinder, die eben nicht klüger sind als Schätzchen, und sich immer mit ihren kleinen Freunden zanken, und ihnen ihre Freude verderben. Merk' es Ernst!

Ich will es wohl merken, sagte Ernst, ich will lieber gegen meine Freunde gefällig seyn.

Und nun trug er das Mätzchen fort, und begrub es in seinem Garten, unter einen Rosenbusch.

Salzmann.

20.

Die schneeweißen Vögel.

Wenn du artig und gut bist, sprach Herr Laun zu seinem kleinen Sohne, Ernst, so sollst du heute mit mir spatzieren gehen, und manches Schöne sehen.

Ich will gewiß recht artig und gut seyn, sprach Ernst, das sollst du schon sehen, lieber Vater!

Ernst führte sich auch wirklich den ganzen Tag so brav auf, daß der Vater an ihm seine Freude hatte.

Des Nachmittags legte Herr Laun andere Kleider an, griff nach einem Stocke, und sagte zu Ernst: jetzt, Sohn, wollen wir spatzieren gehen.

Ernst war voll Freude, hängte sich an den Arm des Vaters, und ging mit ihm fort.

Nach einer kleinen Stunde kamen sie in ein Dorf, das in einer schönen Gegend lag. Hier, sagte Herr Laun, ist ein großer, schöner Garten, den wir besehen wollen.

Sie gingen nun in den Garten. Welche Freude für Ernst, der noch nie einen so großen Garten gesehen hatte! Die langen Alleen, die vielen Bildsäulen und Lauben, die schönen Springbrunnen, die rings herum standen — alles dies gefiel dem kleinen Ernst außerordentlich wohl. Vater, sprach er, so viel Schönes habe ich noch nie beysammen gesehen!

Jetzt führte Herr Laun seinen Sohn an einen kleinen Fischteich, den die Sonne beschien. Hier schlug Ernst freudig die Hände zusammen und rief aus: Vater! Vater! sieh' nur, sieh'! welche herrliche Fische! ha, wie prächtig! es ist, als wenn sie von Gold wären.

Man nennt sie auch, sprach der Vater, wegen ihres Goldglanzes, Goldfische, und hält sie zur Zierde in den Teichen. Hie und da findet man sie auch bey reichen Leuten in großen Flaschen.

Wohl eine Viertelstunde lang blieb Ernst an dem Teiche stehen, und bewunderte die Pracht der Goldfische; nur ungern verließ er den Teich, als der Vater sagte: nun müssen wir weiter, mein Sohn!

Bald kamen sie wieder an einen Teich. Ha! rief Ernst aus, was seh' ich! Welche herrliche Vögel! weiß

wie Schnee! eins, zwey, drey, vier! Vier schwimmen herum. Was sind das für Vögel, lieber Vater? Die habe ich noch nie gesehen.

Komm nur näher an den Teich, antwortete der Vater, und sieh die schönen Vögel recht genau an.

Ernst ging näher, und betrachtete die Vögel mit großer Freude. Gänse sind es nicht, sprach er, die Gänse sind nicht so groß, auch haben diese Vögel hier eine andere Gestalt. Das Gefieder ist schneeweiß, der Schnabel dunkelroth, und zwischen demselben und den Augen eine schwarze Haut.

Mit schön gebogenem Halse schwammen diese schneeweißen Vögel dem Ufer zu. Ernst sah sie ganz in der Nähe. Komm, sagte der Vater, laß uns um den Teich herum gehen.

Sie gingen weiter. Die schönen Wasservögel schwammen ihnen nach. Endlich kamen sie an den Platz, wo ein Paar von diesen Vögeln ihr Nest von Schilf hatten. Es waren Junge darin. Ernst lief frohlockend hinzu. Aber bald gerieth er in großen Schrecken. Die Vögel kamen zornig auf Ernst los, und der Vater rief ihm zu: rette dich, mein Sohn, sonst bist du unglücklich!

Ernst sprang hastig vom Ufer weg, und lief, so sehr er laufen konnte, nach einer kleinen Anhöhe am Teiche, wohin ihm der Vater folgte.

Die Vögel schwammen zurück. Ernst sah blaß aus.

Das ist dein Glück, sagte der Vater, daß du davon gelaufen bist; du hättest leicht um dein Leben kommen können. Diese Vögel haben eine so große Stärke in ihren Flügeln, daß sie einem Menschen Arme und Beine damit zerschlagen können. Nähert sich jemand ihrem Neste, so gehen sie zornig auf ihn los, und wehe ihm, wenn er sich nicht schnell zu retten sucht.

Ernst erholte sich nach und nach von seiner Angst, und fragte nun von neuem den Vater um den Namen der Vögel.

Dieser Wasservogel heißt Schwan, sprach Herr Laun. Von Schwänen hast du schon bisweilen erzählen hören, jetzt kennst du sie.

Gz.

21.

Der Geburtstag.

Für Marianchen war der liebste Tag im ganzen Jahre der siebente März. Wißt ihr denn, warum? ich will es euch sagen. Der siebente März war Marianchens Geburtstag. Den siebenten März bekam sie von ihren Eltern, Brüdern und Schwestern etwas geschenkt.

Jetzt hatte sie ihn, diesen frohen Tag, wieder erlebt. Vor Freude wachte sie eine halbe Stunde früher als sonst auf, zog sich geschwind an, und trat sehr freundlich in die Stube ihrer Mutter.

Die Mutter lächelte, da sie Marianen sah, und da Mariane die Mutter küssen wollte, schlang diese den Arm um sie, drückte sie an ihre Brust, und Thränen liefen über ihre Backen.

Da traten auch Thränen in Marianens Augen. Weißt du wohl, fragte die Mutter, was heute ist?

Mein Geburtstag! antwortete Mariane.

Nun erzählte ihr die Mutter, wie klein sie an ihrem ersten Geburtstage gewesen wäre, daß sie noch nicht hätte gehen und sprechen können, und wie sie es ihren Eltern zu verdanken hätte, daß sie jetzt so groß wäre, sprechen und gehen, und mancherley thun könnte. Drauf sagte sie: geh hin, Mariane! und danke deinem Vater für das Gute, das er dir gethan hat.

Das will ich thun! sagte sie. Aber ehe sie ging, fiel sie erst der Mutter um den Hals, und sagte: ich danke dir, liebe Mutter! für das Gute, das du an mir gethan hast!

Dann ging sie zum Vater und dankte ihm auch.

Bey Tische kamen nun allerley Geschenke zum Vorschein. Die Mutter gab Marianen ein neues Kleid von gestreifter Leinwand, Schwester Franziske brachte einen Kuchen, den sie für Marianen hatte backen lassen; Bruder Ernst ein Bilderbuch, und Wilhelm und Lieschen allerley Spielwerk.

Nur der Vater schenkte nichts.

Mariane freute sich über alle diese Geschenke, und dankte dafür.

Daß aber der Vater nichts schenkte — das war ihr nicht lieb. Sie blickte ein Paarmal ihn freundlich an, aber der Vater gab doch nichts.

Nach Tische endlich nahm er Marianen bey der Hand, führte sie in seinen Garten, zeigte ihr fünf Bäumchen, und sagte: sieh Mariane! diese Bäumchen habe ich heute für dich pflanzen lassen. Sie gehören nur dir. Ich schenke sie dir zu deinem Geburtstage.

Da dankte Mariane dem Vater für die Bäume.

Ich will euch aber nur sagen, was Mariane dachte. Die dachte: der Vater hätte mir wohl etwas besseres schenken können. Was soll ich denn mit den dürren Bäumchen thun?

Da aber Mariane sechsmal mit der Mutter in der Kirche gewesen war, hatte sie doch mehr Freude an den Bäumen. Sie fingen an zu blühen, und da Mariane noch dreymal den Sonntag erlebt hatte — trugen sie Kirschen.

Schade war es, daß die Kirschen abfielen, ehe sie reif wurden.

Da es aber Winter gewesen war, und die Bäume wieder geblühet hatten, blieben zwanzig Kirschen an

Marianens Bäumchen hängen und wurden reif. Das war eine große Freude für Marianen. Sie pflückte sie ab, aß acht davon, und die andern schenkte sie dem Vater, der Mutter, den Brüdern und den Schwestern.

Die Bäume wurden immer größer, und Mariane wurde auch immer größer. Da nun Mariane groß war, und die Bäume auch groß waren, da pflückte sie viele Körbe voll Kirschen davon ab. Alle diese Kirschen konnte sie nicht essen. Sie theilte viele davon unter Kinder aus, die keine Kirschbäume hatten.

Salzmann.

22.

Das unglückliche Kind.

Therese war nicht viel über drey Jahre alt. Als ein artiges, freundliches Kind hatte jedermann die kleine Therese lieb. Besonders machte sie ihren Eltern große Freude.

Therese spielte gern mit ihren hölzernen Puppen, kleinen Küchengeräthen, und andern Spielsachen. Eine Unart hatte sie dabey, sie benagte gern die Sachen, mit welchen sie spielte.

Einmal bekam sie eine Menge Spielereyen von Holz zum Geschenke. Alle waren mit verschiedenen Farben bestrichen, und diese Farben enthielten Gifttheilchen.

Therese fing an, auch diese Spielsachen zu benagen. Da wurde es ihr auf einmal sehr übel; sie erbrach sich; innerlich fühlte sie große Schmerzen; es war so, als würden ihre Gedärme von Glas zerschnitten.

Therese krümmte und wand sich herum, schrie, jammerte und bat die Eltern, sie möchten ihr helfen.

Die armen Eltern wußten aber nicht, was ihr auf einmal zugestoßen sey, und konnten ihr daher auch keine Hülfe leisten. Sie schickten schnell nach einem Arzte. Dieser war unglücklicher Weise nicht zu Hause. Erst nach zwey Stunden kam er.

Aber jetzt war der Arzt nicht mehr nöthig. Therese hate ausgelitten. Todt lag sie da.

Der Arzt untersuchte die Spielsachen der unglücklichen

Therese, und fand, daß sie mit giftigen Farben bestrichen waren.

Das arme Kind, sprach er, hat an den Spielsachen genagt, und sich vergiftet. Nie sollte man kleinen Kindern Sachen in die Hände geben, die mit so gefährlichen Farben gemahlt sind.

Zwey Tage darauf wurde Therese begraben. Jedermann weinte um sie.

23.

Verwegenheit.

Der kleine Adolph Frisch hatte gehört, daß Peter Flink, ein etwas größerer Knabe, einen hohen Baum erklettert, und vor kurzem sogar einen hohen Felsen erklimmt und sich an den äußersten Rand desselben hingestellt habe.

Tausend! rief der kleine Dolph, tausend! das möcht' ich doch einmal auch versuchen. Herz hab' ich, das ist wahr! nun wer weiß, was noch geschieht.

Bist nicht gescheidt! sagte seine ältere Schwester Doris. Du kleiner Duodezmann, du! du willst hohe Felsen erklimmen?

Höre, Mädchen! rief der empfindliche kleine Frisch, halte du dein Plappermäulchen! du verstehst davon nichts.

Ihre ergebenste Dienerin, mein hochgeehrtester Herr Bruder! versetzte Doris lächelnd. Das hab' ich nicht gewußt, daß ein Mädchen über so etwas nicht urtheilen sollte. Aber das ist ihm doch erlaubt zu sagen, daß ein Knabe, wenn er tollkühn ist und närrische Streiche macht, dabey wohl einmal den Hals brechen kann.

Laß mich in Ruhe! rief Adolph Frisch, und drehte sich auf den Fersen herum.

Nach einigen Tagen verläßt der unbesonnene Knabe das Haus seiner Eltern, und schlendert in das nahe Thal, das voll Felsen war. Aha! rief er seinen Kameraden zu, die ihn begleiteten, hier seh ich einen recht hohen steilen Felsen. Den will ich euch wie eine Gemse erklettern.

Das laß du bleiben! sagten seine Kameraden.

Aber Adolph ließ sich nicht abhalten, er kroch den Felsen hinan, und als er oben stand, rief er den übrigen

zu: Bin ich nicht ein Held? Seht ihr mich wohl? Gebt Acht! jetzt will ich auf Einem Beine stehen!

Den Knaben, die unter den Felsen standen, lief es vor Schrecken eiskalt über den Rücken.

Der tollkühne Adolph hob wirklich das eine Bein in die Höhe, und stand auf dem andern eine Weile ruhig da. Doch, ach! er verliert das Gleichgewicht. Darüber erschrickt er; sein Leib kappt über, und der unglückliche Knabe stürzt von den hohen Felsen hinab. Todt erreicht er den Boden.

Seine Freunde eilen schreckenvoll nach Hause und melden den traurigen Vorfall. Der ganze Ort geräth in Bewegung. Man eilt ins Thal. Man sieht den Unglücklichen in seinem Blute liegen, jämmerlich zerschlagen. Man untersucht ihn, findet aber keine Spur von Leben mehr in ihm. Seine Eltern, seine Schwester jammern trostlos. Es hilft alles nichts. Er blieb todt. Alle Einwohner des Ortes, die ihn kannten und wegen seiner Munterkeit liebten, bedauerten ihn. Ach, sagten viele, daß er sich ohne Noth selbst so unglücklich machen, daß er so verwegen seyn konnte! Wie wahr ist das Sprichwort:

Wer sich ohne Noth in Gefahr gibt, kommt darin um.

Gtz.

24.

O weh!

Der kleine Julius hielt auf das Essen große Dinge. An seinem Bauche war ihm mehr gelegen als an seinem Kopfe. Das Wort „Pflaumenkuchen" klang ihm tausendmal schöner als das Wort „Buch."

Dabey hatte Julius die Unart, daß er oft sehr eigensinnig war, und trotzig darauf bestand, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Nun ist es wohl sehr gut, daß man auf dem beharrt, was man sich vorgenommen hat, sobald dieses etwas Gutes ist. Aber Julius nahm sich oft thörichtes Zeug vor.

Einmal wurde er über eine Kleinigkeit gewaltig böse. Er zog sein kurzes Näschen hin und her, machte Grimas-

sen und schielte wie ein Uhu. Sein Bruder Fritz fragte ihn um etwas. Julius wollte keine Antwort geben. Bist du böse, Julius? sagte Fritz.

Ja! rief er zornig.

Fritz. Willst du lange böse bleiben?

Julius. Ja! ja!

Fritz. Macht es dir Freude, böse zu seyn?

Julius. Ja! ja!

Fritz. Du liebst wohl das Wörtchen „ja?"

Julius. Ja! ja! ja!

Fritz. Julius, du bist nicht recht gescheidt!

Julius. Ja! ja!

Fritz. Sey kein Staarmatz!

Julius. Ja! ja! — Ich will heute zu allem „ja" sagen.

Dies sagte Julius mit vielem Trotz. Bald kam der Vater herbey, und sah sein zorniges Wesen. Er fragte ihn verschiedenes; aber Julius war so unverschämt, nichts als ja! ja! zu antworten.

Darüber wurde der Vater unwillig und verließ den eigensinnigen Jungen.

Nach einigen Minuten setzte man sich zu Tische.

Bist du noch böse? fragte ihn Fritz ganz leise.

Ja! ja! murmelte Julius.

Die Mutter redete den Trotzkopf auch an; aber er gab keine andere Antwort, als: ja! ja!

Wart', dachte der Vater, ich will dich schon bekommen. Julius, sagte er, willst du heute fasten?

Ja! ja! rief Julius, ohne sich vorerst bedacht zu haben.

Gut, sagte der Vater, du fastest also heute.

„O weh!" rief Fritz, und Julius Näschen wackelte herum; seine Augen wurden naß.

Das half aber nichts. Julius mußte fasten. In Zukunft nahm er sich wohl in Acht, seinen Vater durch seinen Eigensinn zu beleidigen.

Gz.

25.

Emil und Emilie.

Wenn ich nur ein weißes Schäfchen hätte! sagte der kleine Emil mehrmals zu seiner Schwester Emilie.

Hast du die Schäfchen so gern? fragte Emilie.

Ueber alles lieb' ich sie! antwortete Emil. Es sind so sanfte, so nette, so artige, so stille, so allerliebste Thierchen!

Ey! so kauf dir so ein Schäfchen, sprach Emilie.

Hätt' ich nur Geld, sagte Emil, das erste, was ich mir dafür kaufte, wäre so ein Thierchen.

Einmal hatte Emil eine große Freude. Es kam ein Wagen angefahren, und hielt bey dem Hause still, in welchem Emil wohnte. Bald stieg eine Frau heraus, die in das Haus trat. Emil that einen freudigen Schrey, als er sie erblickte, — es war seine Großmutter, die etwas weit von ihren Enkeln wohnte.

Emil küßte der Großmutter die Hand, und war voll Freuden.

Ich habe dir etwas mitgebracht, lieber Emil, sprach die Großmutter. Das eräthst du gewiß nicht. Rath einmal.

Emil. Eine Gießkanne?

Großmutter. Weit gefehlt.

Emil. Pfefferkuchen?

Großmutter. Keinen Pfefferkuchen.

Emil. Ein Messer?

Großmutter. Nicht errathen.

Emil. Eine Polnische Mütze?

Großmutter. Ey, warum nicht gar eine Mütze! Ich sehe schon, du erräthst es nicht. Komm an den Wagen.

Als Emil und die Großmutter an den Wagen kamen, mußte der Kutscher aus demselben das heraus nehmen, was für Emil bestimmt war. Welche Freude! es war ein allerliebstes weißes Schäfchen.

Emil zappelte vor Freude, und küßte der Großmutter für das liebe Geschenk wohl hundertmal dankbar die Hand. Emilie! Emilie! rief er, komm her und sieh, ein schönes, herrliches Schäfchen! ein Schäfchen zum küssen!

Auch der Schwester Emilie gefiel das kleine Thier sehr. Sie streichelte es, holte schnell ein rosenfarbnes Band, und umgab des Schäfchens Hals damit.

Nun war Emil glücklich. Das Schäfchen machte ihm tausend Spaß. Emilie sagte oft: wie froh wär' ich, wenn ich so ein Thierchen hätte.

Emilie, sprach der Bruder, denke dir, es wäre dein!

Das Denken hilft zu nichts, sagte Emilie, das Schäfchen gehört doch dir. Nun, ich gönne es dir von Herzen.

Du bist auch eine gute Emilie, sprach der Bruder, und streichelte die Wangen der Schwester.

Und du bist ein guter Emil! sagte die Schwester, und klopfte ihn auf die Schulter.

Gß.

26.

Das Schäfchen.

Das Schäfchen machte dem kleinen Emil tausend Spaß. Er führte es in den Garten ins grüne Gras, und ließ es fressen; er reichte ihm oft ein Stückchen weißes Brot, mit Salz bestreut; war es nicht rein und glatt genug, so wusch und kämmte er es; er gab ihm selbst einen Namen, und nannte es Friedchen.

Oft, wenn Emil mit Friedchen spielte, kam Schwester Emilie herbey, freute sich über das kleine Thier,

und sagte mehrmals: wenn ich nur auch so ein Friedchen hätte!

Diesen Wunsch der Schwester schrieb sich Emil hinter die Ohren. Es währte nicht lange, so feyerte Emilie ihren Geburtstag. Den Tag zuvor fragte die Mutter Emiliens Bruder, ob er der Schwester zu ihrem Geburtsfeste nichts schenken wolle?

Ey freylich, liebe Mutter, möcht' ich ihr gern etwas schenken, sprach Emil, wenn ich nur wüßte was.

Denke nur nach, sagte die Mutter, es wird dir schon etwas einfallen.

Emil ging zur Stube hinaus, nahm sein Friedchen und führte es in den Garten. Hier ließ er das Schäfchen fressen, er aber ging auf und ab, und dachte nach, was er Emilien schenken sollte.

Auf einmal sprang Emil lustig in die Höh', rief freudig aus! ich weiß! ich weiß! Friedchen! ich weiß, liebes, gutes Thierchen! Das wird allerliebst seyn! allerliebst!

Nun sprang Emil zur Mutter, und sagte ihr, was er Emilien schenken wolle. Aber du mußt mir ein kleines Briefchen dazu schreiben, liebe Mutter, sprach er, nicht

wahr, das thust du? o thu' es doch, ich will dir alles sagen, was du niederschreiben sollst.

Die Mutter versprach das Briefchen zu schreiben, und Emil war vor Freude außer sich. Als Emil wieder in den Garten sprang, kam ihm Emilie entgegen. Vergnügt rief er ihr zu: Schwesterchen, was ich weiß, weißt du nicht! Da Emilie ihn fragen wollte, was er denn wisse, war der kleine Sausewind schon im Garten bey seinem Friedchen.

Des Abends schrieb die Mutter das kleine Briefchen. Emil konnte den andern Tag kaum erwarten. Er legte sich in das Bett, konnte aber lange nicht einschlafen. Erst vor Mitternacht schlummerte er ein. Doch schlief er sehr unruhig, und schrie oft im Traume aus: Friedchen! Friedchen! adjeu, mein liebes Friedchen!

Gz.

27.

Der Geburtstag.

Es war noch nicht vier Uhr am andern Morgen, als Emil schon erwachte. Schnell zog er sich an, wusch Hände und Gesicht, kämmte sich, und war in zehn Minuten fix und fertig.

Jetzt sprang Emil in eine kleine Holzkammer, wo sein Schäfchen stand, nahm dasselbe in den Arm, und trug es in das Zimmer. Hier kämmte er es, zierte Friedchens Hals mit einem neuen rosenfarbnen Band, und befestigte daran das Briefchen.

Als Emilie aufstand, und in das Zimmer treten wollte, versteckte sich Emil hinter einem Schranke. Er war begierig, was die Schwester beym Anblicke des Schäfchens thun werde.

Emilie trat in das Zimmer. Ey, Friedchen, sprach sie lächelnd, wie kommst du hieher?

Das Schäfchen lief zu ihr, und sah sie sanft und freundlich an.

Was seh ich? rief Emilie, Friedchen ein neues Halsband? aber was hängt daran?

Sie streichelte das niedliche Thier, und sah nach, was an dessen Halse hänge? Was? rief sie, ein Briefchen an mich? Ja, ja, es steht hier deutlich geschrieben: an die liebe Emilie.

Emilie machte schnell das Briefchen auf und las darin Folgendes:

Liebste Emilie!

Heute ist Dein Geburtstag, an diesem Tage möchte ich Dir gern etwas schenken, woraus Du sehen könntest, daß ich Dich von ganzer Seele liebe. Ich habe lange nachgedacht, was ich Dir geben sollte. Endlich sprach ich zu mir selbst: gib Emilien das, was dir am liebsten ist, gib ihr dein Schäfchen. Liebe, gute Emilie, nimm Friedchen hin; es ist nun Dein; das niedliche Thier wird es bey Dir noch besser haben, als bey mir. Habe immer lieb, gute Emilie,

Deinen

Bruder Emil.

Dieser kleine Brief machte Emilien so viel Vergnügen, daß sie vor Freuden zu weinen anfing. Guter, guter Emil! du bist der beste Bruder von der Welt! sprach Emilie.

Jetzt konnte sich Emil nicht länger halten. In sein Auge kamen Thränen, die wie helle Perlen ihm über die Wangen liefen. Er trat hinter dem Schranke hervor, umarmte Emilien, und sagte schluchzend: Emilie, du bist die beste Schwester von der Welt. Habe mich immer lieb.

Emilie erschrak in dem ersten Augenblicke, denn sie hatte niemanden in der Stube vermuthet. Als sie aber sah, daß Emil hinter dem Schranke hervortrat, erholte sie sich von ihrem Schrecken, dankte Emilen für das schöne Geschenk recht herzlich, und bat ihn, immer ihr lieber, guter Bruder zu seyn.

Jetzt trat die Mutter in das Zimmer. Sie freute sich sehr, da sie sah, wie sehr sich Schwester und Bruder liebten. Sie weinte fast vor Freude darüber, und sagte in einem rührenden Tone: o lieben Kinder, glaubt es mir, nichts ist schöner, nichts freut Vater und Mutter so sehr, als wenn die Geschwister friedlich mit einander leben, und sich einander herzlich lieben.

Emilie erhielt zu ihrem Geburtstage noch einige andere Geschenke, aber es ging ihr nichts über das niedliche Schäfchen.

Gß.

28.

Das arme Schäfchen.

Die Gegend, in welcher Emil und Emilie wohnten, war gebirgig. Die Berge waren mit Wäldern bewachsen, in welchen Hasen, Rehe und Hirsche herum liefen. Auch gab es in diesen Waldungen große Vögel, die ihre Nester auf hohen Felsen und Bäumen bauten.

Eines Tages war Emilie mit ihrem Schäfchen im Garten. Sie hatte daselbst ein Paar Blumenbeete, die sie vom Unkraut reinigte. Unterdeß lief Friedchen im Garten herum, und ließ sich das frische Gras schmecken.

Auf einmal erblickte Emilie einen großen Vogel in der Luft. Lange sah sie nach ihm hin, und hatte ihre Freude daran, daß er so hoch fliegen könne.

Der Vogel drehte sich lange über dem Garten herum, in welchem Emilie war.

Er fing an, sich aus der großen Höhe herabzulassen. Emilie konnte ihn jetzt genauer betrachten. Sie wunderte sich über seine Größe. So einen großen Vogel hatte sie noch nie gesehen.

Ehe Emilie sich versah, stürzte der große Vogel aus der Luft herab, gerade auf den Platz, wo ihr Schäfchen weidete. Mit einemmal aber hob er sich wieder in die Höh. Emilie sah, daß er etwas in seinen Klauen habe. Es schien ihr, als habe der Vogel ihr Friedchen davon getragen.

Emilie lief ängstlich nach dem Platze hin, wo das Schäfchen geweidet hatte. Da war kein Friedchen mehr zu sehen. Sie suchte alle Winkel des Gartens aus, aber Friedchen war nirgends zu finden. Jetzt war es ausgemacht, daß der Vogel das kleine Thier geraubt hatte.

Emilien wurde es dabey übel zu Muthe, denn sie hatte das Schäfchen zu lieb. Thränen kamen in ihr Auge, und sie weinte bitterlich.

Da kam ihr Bruder Emil in den Garten. Er sah

die Schwester, wie sie weinte. Was weinst du, liebe Emilie? sprach der Bruder.

Ach, Emil, schluchzte Emilie, wenn du wüßtest — ach, mein armes Friedchen! — das liebe niedliche Thierchen!

Emil. Was ist denn mit Friedchen geschehen? sag' es mir, Schwester.

Emilie. Ein böser Vogel ist damit davon geflogen.

Emil. Ein Vogel, Emilie? das kann nicht seyn.

Emilie. Gewiß! gewiß! Er drehte sich lange in der Luft herum, schoß auf einmal herab, und hob sich gleich wieder mit Friedchen in die Höh'! Ich habe alles mit angesehen.

Emil. Das arme Schäfchen! Auch mir ist es leid um das niedliche Thierchen.

Emilie. Ich werde es nie vergessen! es war so schön, so sanft und zahm! ich hatte meine Freude daran.

Emil tröstete die Schwester, aber Emilie konnte ihr Schäfchen nicht vergessen, und ging betrübt zu ihrer Mutter, um dieser ihr Unglück zu erzählen.

Gtz.

29.

Der Jäger.

Noch an demselben Tage, an welchem ein großer Raubvogel Emiliens Schäfchen davon getragen hatte, kam ein Jäger in den Ort, in welchem Emilie wohnte.

Viele Menschen umgaben den Jäger. Emiliens Mutter nahm ihre Kinder bey der Hand, und sprach: kommt, wir wollen auch sehen, was der Jäger dort den Leuten vorzeigt.

Emil und Emilie küßten der Mutter die Hand, und riefen: das ist schön, liebe Mutter, daß du uns zu dem Jäger führst.

Als die Mutter mit den Kindern bey dem Jäger ankam, erblickten sie einen großen, großen Vogel.

Was ist das für ein Vogel, lieber Mann? fragte die Mutter den Jäger.

Das ist ein Goldadler, antwortete der Jäger. Unter allen Adlern ist dieser der größte, und wird daher auch der König der Vögel genannt.

Emil. Das ist ja ein mächtig großes Thier!

Emilie. Sieh' nur, Emil, wie am Hinterkopfe die Federn in die Höhe gerichtet sind!

Emil. Und wie stark der Schnabel, wie gelb die Füße, wie dunkelbrau, rostfarben und glänzend das Gefieder ist.

Mutter. Wie ist er zu diesem Vogel gekommen, lieber Jäger?

Jäger. Ich habe ihn bey einem Schmause geschossen. Er verzehrte gerade ein Schäfchen, als ich ihn mit Hülfe meiner Flinte todt zu Boden streckte.

Emil und Emilie. Ein Schäfchen?

Jäger. Es war ein niedliches Thierchen, mit einem rosenrothen Bande am Halse.

Emilie. Ach, Mutter, das war gewiß mein Friedchen. O lieber Mann, hat er nicht das Band mitgenommen?

Jäger. Freylich hab' ich das. Da, Jüngferchen, sehen Sie es an.

Als Emilie das rothe Band erblickte, rief sie aus: „ach ja, das ist Friedchens Band!" Zugleich traten ihr die Thränen in die Augen, und sie weinte abermals recht bitterlich um ihr Schäfchen.

Die Mutter suchte Emilien zu beruhigen. Diese trocknete die Thränen von den Wangen, und hörte dem Jäger zu, welcher von dem Goldadler mancherley erzählte.

Gß.

30.

Herrmann.

Herrmann ging einmal mit seinem Vater auf das Feld, und sah da viele Kinder, die spielten mit dem Ball. Herrmann sah zu, und das Spiel gefiel ihm.

Vater! sprach er, ich möchte gern auch einen Ball haben.

Und was willst du mit dem Ball machen? fragte der Vater.

Ich will damit spielen, sagte Herrmann.

Der Vater ging fort und sagte nichts dazu.

Sie kamen bald nach Hause, der Tisch wurde gedeckt, und Herrmann setzte sich mit seinem Vater, seiner Mutter und seinen Schwestern zu Tische. Als er die Serviette von seinem Teller wegnahm, tausend, was lag da! ein Ball, ein recht bunter!

Herrmann hatte über den Ball eine große Freude, und zeigte ihn seinen Schwestern, und sagte: Caroline, Henriette! sehet einmal den schönen Ball! den hat mir gewiß der liebe, gute Vater hingelegt.

Der Vater lächelte, und Herrmann fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

Nun, Herrmann! sagte der Vater, du hast einen Ball. Kanst du aber auch damit spielen?

Ach, Vater! sprach Herrmann, das kann ich recht gut! wenn ich auch nur so gut lesen könnte!

Nun wurde aufgetragen Suppe, Fleisch und Kohl. Herrmann hätte lieber Ball gespielt, als gegessen. Sobald aber die Mahlzeit verzehrt war, lief er in den Hof, warf seinen Ball gegen das Haus, und fing ihn mit der Hand.

Die

Die Freude währte aber nicht gar lange, so ging es: kling! kling! Der Vater sah geschwind zum Fenster hinaus, um zu erfahren, was es gebe. Da sah er, daß Herrmann um die Ecke des Hauses lief.

Herrmann! Herrmann! rief er; komm geschwind her!

Herrmann kam ganz langsam geschlichen, und hing den Kopf.

Was hast du gethan? fragte der Vater.

Ich habe mit dem Balle ein Fenster eingeworfen! sagte Herrmann.

Sagte ich es dir nicht, fuhr der Vater fort, daß du nicht mit dem Balle spielen könntest! Wenn man mit dem Balle anwerfen will, so muß man dazu einen Platz wählen, wo keine Fenster sind. Nun mußt du das Fenster bezahlen. Es kostet sieben Groschen. Geh hin, und hole sie aus deiner Casse!

Da ging Herrmann betrübt hin zu seinem Schränkchen, und holte aus seiner Casse, in welcher zwanzig Groschen waren, sieben Groschen heraus. Wißt ihr wohl, wie viel er übrig behält?

Den folgenden Tag dachte er: heute willst du es schon klüger machen, daß du kein Fenster zerbrichst. Er ging

also in des Vaters Stube, warf den Ball gegen eine Wand, wo kein Fenster war, und fing ihn mit der Hand auf.

Der Vater trat bald darauf in die Stube, runzelte die Stirn und sagte: was machst du denn da, Herrmann?

Ich spiele Ball, sagte Herrmann.

Das sehe ich wohl, sagte der Vater. Wer hat dir denn aber gesagt, daß du dies Spiel in der Stube vornehmen sollst? Siehst du denn nicht, daß du die ganze Wand, an welche du den Ball warfst, voll Flecken gemacht hast? Siehst du, daß du nicht mit dem Balle spielen kannst! gestern warfst du mir ein Fenster ein, heute verdirbst du mir die Stube.

Gib mir den Ball, ich will ihn behalten, bis du gelernt hast, damit zu spielen.

Herrmann gab ihn zwar hin, aber Thränen liefen ihm aus den Augen, und er ging hinaus und weinte.

Da hatte nun der arme Herrman keinen Ball mehr.

Zwey Tage drauf kam zu ihm sein Freund Wilhelm, und sagte: du hast ja einen Ball von deinem Vater bekommen. Geh heraus mit deinem Balle auf die Wiese,

da wollen wir recht spielen; Ernst, Franz, Conrad, Jakob und Fritz sind auch da.

Geschwind lief Herrmann zum Vater, und bat: lieber, guter Vater! gib mir doch den Ball, ich will mit Wilhelm, Ernst, Franz, Conrad, Jakob, Harald und Fritz auf der Wiese spielen. Da werfe ich kein Fenster ein, und verderbe deine Stube nicht.

Der Vater gab ihm den Ball, und sagte: hier ist dein Ball, aber — sobald die Glocke zwölf schlägt, mußt du wieder zurück kommen.

Das will ich gewiß thun! sagte Herrmann, und sprang vergnügt zu seinen Kameraden.

Da wurde gelaufen, gesprungen, mit dem Ball geworfen und gefangen. Sobald es zwölf schlug, lief Herrmann zurück, und troff vom Schweiße.

Geschwind ging er zum Brunnen mit einem Glase, und wollte da trinken.

Halt! rief der Vater zum Fenster heraus, was willst du thun? du schwitzest ja, und willst trinken? Erst hast du ein Fenster mit deinem Balle zerbrochen; dann hast du meine Stube befleckt, und nun willst du gar dich selbst ums Leben bringen. Ein kalter Trunk, den man in der

der Erhitzung genießt, kann uns Gesundheit und Leben rauben. Komm herein und spare deinen Trunk, bis du dich abgekühlt hast.

Du mußt weit aufmerksamer seyn, den Ball zu spielen.

Salzmann.

31.

Neckerey.

Hildebrand fand Vergnügen daran, Thiere zu nekken. Sah er eine Katze, so erwischte er sie beym Schwanze. Einmal zupfte er einen weißen Kater beym Ohre. Der Kater fing an zu knurren, und als Hildebrand ihn nicht los ließ, zerkratzte er dem kleinen Necker die Hände, so, daß das Blut kam.

Auch die Hunde ließ Hildebrand nicht in Ruhe. Einmal zwickte er einen gefleckten Pudel so lange, bis dieser ihn in die Hand biß.

Mit den Truthühnern machte es Hildebrand nicht besser. Er pfiff, wann er welche sah; denn er wußte, daß sie das Pfeifen nicht leiden können. Einmal trieb er seinen Spaß mit ihnen so lange, bis ein großer Truthahn ihm wild ins Gesicht sprang, und ihm das rechte Auge aushackte.

Gz.

32.

Siegfried und Martin.

Der kleine Siegfried war ein gutherziger Knabe; wenn er jemanden einen Gefallen erweisen konnte, so that er es gerne; besonders erwies er armen Kindern viel Gutes.

In dem Orte, wo er wohnte, lebte auch ein Knabe, der hieß Martin. Martin war ein braver Junge; aber sehr arm; denn auch die bravsten Menschen sind oft arm. Martin lebte kümmerlich, und, um sich etwas zu verdie-

nen, hütete er im Sommer die Schafe; im Winter aber spann er ums Geld.

Der kleine Siegfried hatte von seinem Vater gehört, daß man, wenn man kann, armen Leuten helfen müßte. Das nehmliche sagte ihm auch sein Herz; denn es war gut. Siegfried erwies daher dem armen Martin viele Gefälligkeiten; er ging zuweilen zu ihm hin, und brachte ihm eine alte Jacke, oder ein Paar Stiefeln, oder einen Kuchen; manchmal auch einige Groschen Geld.

Lieber Martin! sprach dann Siegfried; was ich thue, thue ich gerne, und ich thue es nicht darum, daß du auch mir etwas dafür thun sollst.

Aber da Martin ein guter Knabe war, so wollte er auch dankbar gegen den kleinen Siegfried seyn. Er sann hin und her, und fand doch nichts, womit er seinen Wohlthäter hätte einen Gefallen erweisen können. Endlich gelang es ihm, etwas zu finden, womit er Siegfrieden eine Freude zu machen hoffte.

An einem Sommerabend, als Martin die Schafe, welche er hütete, nach Hause gebracht hatte, kam er zu Siegfrieden. Er hatte ein kleines Kästchen unter dem

Arme. Siegfried empfing ihn freundlich, und brachte ihm ein Stück weißes Brot.

Lieber Siegfried! sagte hierauf Martin, hier bring ich dir etwas; ich hoffe, es wird dir viel Spaß machen.

Und was denn? fragte Siegfried. Was steckt in dem Kästchen?

Das sollst du gleich sehen, versetzte Martin, und machte das Thürchen auf, welches an dem Kästchen war.

Ach! rief Siegfried; allerliebst! ein artiges, muntres Eichhörnchen! so ein Thierchen habe ich mir schon längst gewünscht! —

Nun jetzt sollst du es haben; es ist dein, mit sammt dem Kästchen, sagte Martin.

Siegfried sprang schnell zum Vater hin, und bat ihn um etwas Geld, welches er dem dankbaren Martin geben wollte. Allein dies merkte Martin, er schlich sich daher fort aus der Stube, und als Siegfried zurück kam, fand er ihn nicht mehr dort, und konnte ihm also für das angenehme Geschenk nicht einmal danken.

Siegfried rief seine Eltern und alle Menschen, die im Hause wohnten, zusammen, und zeigte ihnen sein Eichhörnchen. Das Thierchen gäbe ich nicht um einen

Dukaten, sagte er; und die ganze Nacht träumte er von nichts anderm, als vom Eichhörnchen.

Gz.

33.

Das Eichhörnchen.

Es läßt sich nicht beschreiben, welch' eine große Freude Siegfried an seinem Eichhörnchen hatte. Es war aber auch ein gar possierliches Thierchen; so munter und lustig, wie mancher kleine Wildfang unter euch, ihr kleinen Leser!

Wenn Siegfried nichts anderes zu thun hatte, so stand er bey dem Eichkätzchen und hatte seine Lust an den Kapriolen, die es machte; besonders war er gern dabey, wenn es fraß. Er fütterte es meistentheils mit Haselnüssen. Warf er demselben eine Haselnuß hin, so griff es gleich darnach mit seinen Vorderpfötchen, setzte sich auf die hintern Beine, reckte den langen Schwanz in die Höhe, daß er aussah, wie eine gekrümmte Feder auf dem Kopfe

mancher Dame; nagte dann an der Haselnuß sehr schnell und so lange, bis sie aufgebissen war, und dann nahm das lustige Thier den Kern heraus, und ließ sich ihn wohlschmecken. Siegfried gab ihm den Namen — Habakuk.

Anfangs war Habakuk sehr scheu und wild. Machte Siegfried die kleine Thüre am Kästchen auf, da verkroch sich das Thier in den hintersten Winkel und wollte nicht hervorkommen. Allein nach und nach ward es zahmer.

Wenn Siegfried rief: Habakukchen! kuck mal 'raus! bekömmst einen Schmaus! so kam das Eichhörnchen aus seinem Häuschen herausgeschlüpft, und sah Siegfrieden an, gleich als wollte es sagen: nun gib mir das, was du mir versprochen hast. Und wirklich bekam es allemal etwas.

Einmal bekam Siegfried von zwey Freunden einen Besuch. Ernst und Gotthilf hießen sie. Siegfried führte sie sogleich zu seinem Eichhörnchen. Auch ihnen gefiel Habakuk sehr wohl, und sie zerlachten sich über die drolligen Sprünge, die das Thier machte.

Ernst, der gerne Menschen und Thiere neckte, fing an, das Eichkätzchen am Schwanze zu zupfen. Siegfried

warnte ihn, und sagte: thue das nicht, Ernst, sonst wird Habakuk wild und beißt dich. Er ist heute ohnedem sehr wild; denn dies ist er immer, wenn wir stürmisches Wetter zu erwarten haben. Hörst du, wie er schmatzt? wie er pfeift? laß ihn in Ruhe; denn wenn er dich beißt, so kannst du vielleicht gar um deinen Finger kommen. Sein Biß ist giftartig und daher sehr gefährlich.

Aber darauf hörte Ernst nicht; sondern fuhr fort, das herumgaloppirende Eichhorn zu zupfen. Doch kaum hatte er dies ein Paarmal gethan, da biß es ihn in den kleinen Finger. Ernst that einen lauten Schrey, welcher Siegfrieds Eltern herbey rief. Sie gaben dem unvorsichtigen Ernst einen Verweis, und es wurde sogleich ein Wundarzt herbeygerufen, der die Wunde besah und verband.

Das Eichhörnchen hatte sich unterdeß losgerissen, und sprang in der Stube, wie rasend, herum. Man wollte es fangen und wieder einsperren, konnte es aber nicht bekommen. Es galoppirte auf den Stühlen und Tischen herum; endlich sprang es sogar aufs Fenster, und schlug eine große Glastafel entzwey. Es war gut, daß vor dem Fenster ein Gitter von Draht war, sonst wäre Habakuk sicher hinausgesprungen und nie wieder zurückgekehrt.

Nach und nach wurde es etwas zahmer, und kroch von selbst in sein Häuschen.

Ernst ging traurig fort. Sein kleiner Finger schmerzte ihn, und heilte nur nach vier Wochen. Hätte man ihn nicht gleich verbunden, so wäre die Wunde sehr gefährlich geworden.

Ein Paar Wochen darauf bekam Siegfried einige Pfirsichen und Aprikosen. Er aß diese Früchte sehr gern. Als er sie aufgegessen hatte, klopfte er drey Kerne davon auf, und gab sie dann dem Habakuk zu fressen.

Am folgenden Tage fand Siegfried, als er das Eichhörnchen besuchte, dasselbe nicht so lustig, wie sonst; es ließ den Schwanz hängen; hatte trübe Augen, machte keine Sprünge, und als Siegfried rief: Habakuk! kuck mal 'raus! bekömmst einen Schmaus! so blieb es still sitzen, und kam nicht aus dem Häuschen hervor. Siegfried legte ihm ein Paar Haselnüsse vor; aber sie blieben unberührt liegen. Zu Mittage starb es.

Siegfried betrübte sich über den Tod seines Eichhörnchens sehr. Er rief seinen Vater herbey und klagte ihm seinen Verlust. Der Vater bedauerte ihm und fragte, was er dem Thierchen zu fressen gegeben habe?

Meistentheils Haselnüsse und Eicheln, antwortete Siegfried; gestern gab ich ihm auch drey Aprikosenkerne.

Aha! versetzte der Vater, nun weiß ich, warum das arme Thierchen gestorben ist. Du hast nicht recht gethan, mein Sohn! daß du ihm solche Kerne zu fressen gabst. Für das Eichhörnchen sind Pfirsichen- und Aprikosenkerne Gift; sie sterben davon.

Das wußt' ich nicht, sagte traurig der kleine Siegfried. O wenn ich meinem Habakuk nur keine Aprikosenkerne gegeben hätte.

Nach dem Essen nahm Siegfried das Eichhörnchen, trug es in den Garten, und vergrub es unter einen Wallnußbaum.

Auf ein kleines Bretchen, das er an den Baum schlug, schrieb er mit lateinischen Buchstaben folgende Grabschrift:

O Wanderer! verweile hier!
Hier unten liegt ein muntres Thier,
Das gerne Haselnüsse fraß;
Es machte mir gar vielen Spaß.
Der gute Martin bracht' es mir,
Das allerliebste rothe Thier.

Ich hatte es so gern, so gern,
Und darum gab ich ihm drey Kern
Von Aprikosen, die der Vater mir gegeben;
Doch, ach! ich bracht' es dadurch um sein Leben!

Gz.

34.

Judith.

Judith war fünf Jahre alt. Ihre Munterkeit, Freundlichkeit und Artigkeit machten sie zu einem sehr liebenswürdigen Mädchen.

Judiths Mutter war eine liebe, brave Frau. Der Vater lebte nicht mehr. Judith war das einzige Kind.

Die Mutter liebte ihre Tochter von ganzem Herzen, und that ihr vieles zu Gefallen. Auch Judith hing mit Herzlichkeit an der Mutter.

Da Judith nicht immer beschäftigt wurde, so gewöhnte sie sich, manche Spielereyen vorzunehmen, die nicht zu billigen waren. Unter andern nahm sie gern kupferne und silberne Münzen, Nadeln und dergleichen Sachen mehr in den Mund.

Das bemerkte die Mutter, und sagte: liebe Tochter, das unterlasse ja. Wie leicht könntest du eine Münze oder Nadel verschlucken! Auch ist es schädlich, Kupfer in den Mund zu nehmen, es sitzt oft Grünspan daran, und der ist giftig.

Judith folgte ihrer Mutter sehr gerne. Aber sie hatte einmal die böse Gewohnheit angenommen, Kleinigkeiten in den Mund zu nehmen, und so damit zu spielen. Sie vergaß die Erinnerungen ihrer Mutter, und hing dieser Gewohnheit nach.

Eines Tages sah Judith auf dem Tische der Mutter drey Stecknadeln liegen. Sie nahm dieselben und spielte damit. Die Mutter stickte und sah nicht auf ihre Tochter.

Auf einmal fängt Judith an zu schreyen, und ängstlich die Hände zu ringen.

Die Mutter springt hinzu, und fragt, was ihr fehle.

Aber Judith konnte nicht sprechen. Die heftigsten Schmerzen hinderten sie daran. Sie schrie bloß und deutete auf die Stecknadel, die ihr entfallen war, und vor ihren Füßen lag. Die Mutter erschrak heftig, denn sie verstand ihre Tochter. Zwey Nadeln hatte Judith verschluckt, und litt nun die gräßlichsten Schmerzen.

Die Mutter war außer sich vor Schrecken. Schnell mußte die Magd nach einem Arzte springen.

Der Arzt kam; Judith litt unaussprechlich. Leider war alle Hülfe vergebens. Unter den entsetzlichsten Schmerzen mußte Judith noch diesen Tag ihren geist aufgeben.

Gß.

35.

Der wilde Knabe.

Johann war ein wilder Knabe,
Hatte nur zum Raufen Lust.

Einmal schlug er mit dem Stabe
Blutig seinen Bruder Gust.
Gustav fühlte große Schmerzen,
Sank betäubt zu Boden hin.
Johann, denkt! fing an zu Scherzen;
Denn er dacht' in seinem Sinn:
Bruder Gustav will mich necken,
Und durch seinen Fall erschrecken.
Gustav, rief er, kleines Herrchen!
Sey kein Füchschen, sey kein Närrchen!
Raff' dich schnell vom Boden auf!

Doch Gustav blieb betäubt auf dem Boden liegen. Der Vater kam dazu. Was hat das zu bedeuten? fragte er.

Johann wurde im Gesichte über und über roth.

Der Vater erfuhr, was der wilde Johann gethan hatte, nahm einen Stock, und gab ihm einige Hiebe. Auch durfte Johann eine Zeitlang dem Vater nicht nahe kommen. Nach und nach gewöhnte er sich sein wildes Wesen ab, und wurde ein artiger, guter Knabe.

Gtz.

36.

Die weiße Henne.

Ach! liebe Mutter, rief, ganz außer sich vor Freude, der kleine Matthäus, liebe Mutter! komm nur und sieh! unter dem Schoppen sitzt unsre weiße Henne mit dem schwarzen Federbusche, auf vielen, vielen Eyern! —

Wie weißt du denn, mein Kind, sagte die Mutter, daß die Henne auf Eyern sitzt?

Ich bin unter dem Schoppen herum gegangen, um mir ein Stück Holz zu suchen, sagte Matthäus. Da komm' ich in einen finstern Winkel; ich gucke hinein und erblicke etwas weißes. Ich greife darnach, und siehe da, es ist die weiße Henne; ich ziehe sie etwas hervor, und komme mit der Hand auf einen Haufen warmer Eyer. Ich lasse die Henne wieder los, wupp! da war sie gleich wieder auf den Eyern. Komm' nur, liebe Mutter, und sieh!

Matthäus nahm seine Mutter bey der Hand, und führte sie unter den Schoppen zu dem finstern Winkel, wo die Henne saß.

Weißt du denn, was das zu bedeuten hat?

Nein! liebe Mutter! das weiß ich nicht, sprach Matthäus.

Ich will es dir sagen, versetzte die Mutter. Unsre weiße Henne brütet.

Sie brütet? sprach Matthäus. Mutter, was soll das heißen, sie brütet? das versteh ich nicht.

Mutter. Die Henne sitzt auf den Eyern und macht sie warm. —

Matthäus. Das hab' ich gefühlt; die Eyer sind ganz warm; also das heißt brüten?

Mutter. Laß mich nur ausreden, mein Kind! Die Henne sitzt auf den Eyern Tag und Nacht; nur selten geht sie fort, um sich Futter zu suchen; hat sie etwas zu fressen erhascht, so kehrt sie schnell wieder in das Nest zurück, und setzt sich auf die Eyer und hält sie recht warm. Hat die Henne ohngefähr drey Wochen auf den Eyern gesessen, so kriecht aus jedem Ey ein kleines Hühnchen hervor; dann sagt man, die Henne hat die Eyer ausgebrütet.

Matthäus. Also werden in drey Wochen aus den Eyern, über welchen jetzt unsre Henne sitzt, junge Hühnchen hervorkommen? —

Mutter. Ja! mein Kind; das sollst du schon sehn.

Matthäus hüpfte vor Freude, lief sogleich zu seiner Schwester Julie, und meldete ihr, daß nach drey Wochen junge Hühnchen zum Vorschein kommen würden: auch seinen Kameraden sagte er es.

Nun sprang Matthäus des Tags wohl zehnmal unter den Schoppen zur Henne und guckte nach, ob nicht schon ein junges Huhn da wäre! Was machst du, liebes Thier? sagte er gewöhnlich zur Henne; wirst du bald ausgebrütet haben?

Aber die Henne gab ihm keine Antwort, und er sah lange kein kleines Huhn.

Als die Mutter erfuhr, daß Matthäus des Tags so vielmal zur Henne laufe, sagte sie zu ihm, das mußt du nicht thun, du störst dadurch die Henne und jagst ihr Angst ein; es ist am besten, wenn sie ganz ruhig über den Eyern brütet.

Von nun an ging Matthäus nicht mehr unter den Schoppen, bevor er nicht die Mutter um Erlaubniß dazu gebeten hatte.

Aber sage mir doch, Mutter! sagte Eines Tages Julie, wie ist es möglich, daß die Wärme aus den Eyern junge Hühnchen hervorlockt?

Das geht so zu, antwortete die Mutter. Noch eh' die Henne sich auf die Eyer setzt, ist schon in jedem Ey ein junges Huhn. Es wohnt in dem Dotter; aber noch ist es so klein, daß man es mit bloßen Augen kaum sehen kann. Es schwimmt in dem Dotter als ein kleines Pünktchen herum. Wenn nun aber das Ey warm wird und einige Zeit warm bleibt; so wird das Pünktchen größer, die zarten Glieder des Hühnchens dehnen sich aus, werden immer vollkommener, bis endlich das kleine Thier im Eye so viel Kraft hat, daß es mit seinem Schnabel die Schaale des Eyes aufspicken kann. Dann kommt zuerst der Kopf, und dann der ganze Leib zum Vorscheine.

Julie. Aber muß es denn eben eine Henne seyn, die die Eyer warm macht?

Mutter. O nein! die Eyer können auch ausgebrütet werden ohne Henne. In einigen Ländern, z. B. in

Egypten, welches in Afrika, und in China, welches in Asien liegt, hat man besondere Oefen, die man warm macht, und in welche man dann eine Menge Eyer legt, aus welchen nach kurzer Zeit junge Hühnchen auskriechen. Wenn du einmal nach Egypten kömmst —

Julie. Ach, liebe Mutter! dahin komm' ich niemals; Matthischen, Matthischen kann noch eher dahin kommen. —

Matthäus. O das kann leicht geschehen. Werd' ich nur groß, dann muß ich die Welt sehen. Könnte wohl seyn, daß ich auch nach Egypten marschire, und daß Schwester Julchen mich begleitet. —

Mutter. Nun, wenn du, Matthischen, nach Egypten kommst, und du hast einmal einen Korb voll Eyer, so kannst du diese Eyer nehmen und in das Haus tragen, wo sie in Oefen ausgebrütet werden; man wird dir da sogleich für den Korb voll Eyer einen Korb voll junge Hühner geben.

Matthäus. Ach! davor wollt' ich mich bedanken; da würden sie ja vielmehr Eyer bekommen als ich Hühnchen.

Mutter. Das wäre auch billig. Denn wolltest du wohl so undankbar seyn, und den Leuten, die die Oefen heitzen und die Eyer hineinlegen, nichts für ihre Mühe zukommen lassen?

Matthäus. Ist wahr! daran hab' ich nicht gedacht; so undankbar würde ich gewiß nicht seyn.

Die Mutter erzählte ihren Kindern noch vieles von China und Egypten, wo die Hühnereyer nicht durch die Hühner; sondern in Oefen ausgebrütet werden.

Matthäus konnte es nicht erwarten, bis die weiße Henne die Eyer, auf denen sie saß, ausbrütete. O wenn nur schon bald die Hühnchen da wären, sagte er oft!

Die Mutter ermahnte ihn zur Geduld, und sagte: Die Hälfte von den jungen Hühnchen will ich dir und deiner Schwester Julie schenken.

Da jubelte Matthischen und suchte seine Schwester im Hofe auf, und als er sie gefunden hatte, sagte er ihr mit vieler Freude, was Mutter ihr und ihm versprochen hätte? Da umarmte Julie ihren Bruder und war so froh, wie er.

Die Kinder machten nun ein Plänchen, was sie mit ihren jungen Hühnern thun wollten.

Eines davon, sprach Matthäus, soll immer um mich seyn.

Julie. Eines schenke ich meiner Freundin Amalie, die sich gewiß darüber sehr freuen wird; eines schicke ich der Tante, eines —

Matthäus. Eines verschenke ich auch, die andern müssen mir Eyer legen; mit einem Theil dieser Eyer mach' ich der Mutter ein Präsent, und aus dem andern lasse ich mir einen Eyerkuchen machen. Schwesterchen! der soll schmecken! dich lade ich auch zu Gaste.

Julie. Gehorsame Dienerin! ich werde die Einladung mit Vergnügen annehmen.

In einigen Tagen ging man unter den Schoppen. Matthäus ging voraus. Kaum war er zu dem Winkel gekommen, wo die Henne saß, so schlug er die Hände zusammen, machte einen Sprung und rief voll Freuden: Herbey, Julchen! herbey! junge Hühnchen! junge Hühnchen!

Da sprang Julie, was sie konnte, zu ihrem Bruder: und rief auch voll Freuden: junge Hühnchen! junge Hühnchen! ach! die allerliebsten Thierchen!

Matthäus wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; er wollte sogleich eines von den pispernden Hühnchen in die Hand nehmen; aber da sprang die Gluckhenne zornig auf ihn zu, und pickte ihn derb auf die Hand. Er zog schnell die Hand ein, und machte einen Seitensprung; da wurde die Henne wieder ruhiger, spreitete ihre Flügel aus, und bedeckte damit die kleinen Küchlein, zehn an der Zahl.

Zehn junge Hühnchen sind da! riefen die Kinder, als sie zu ihrer Mutter kamen, willst du sie sehn, liebe Mutter? ach! es sind dir gar allerliebste, niedliche Dinger!

Nun, sechse davon sind euer, sagte die Mutter; viere behalt ich. Die Kinder umhalsten die Mutter und riefen: danken für die Hühnchen — liebe Mutter! danken! drauf gingen sie wieder unter den Schoppen und beguckten die niedlichen Küchelchen, die ihnen tausend Spaß machten. Doch in einer Nacht fiel ein Marder in die Kammer, wo sie sich befanden, und erwürgte sie alle. Darüber wurden die Kinder sehr betrübt und weinten, aber ihr Weinen half zu nichts. *)

*) In den ersten Theil des rothen Buches, von Jakob Glatz, ist die Geschichte der Hühnchen weitläuftiger erzählt.

Gz.

37.

Das Unglück.

Der kleine Peter spielte gern mit brennenden Sachen. Oft ging er in die Küche, setzte sich an den Feuerheerd, und zündete Papier und kleine Splitter Holz an. Auch suchte er kleine Stümpfchen von Lichtern zu bekommen, sie anzubrennen und damit zu spielen.

Der Vater bemerkte diese Gewohnheit des sechsjährigen Peters. Mein Sohn, sprach er zu ihm, es gefällt mir nicht, daß du Gefallen daran findest, mit dem Feuer zu spielen. Wie leicht kann daraus ein Unglück entstehen; Kinder, wie du, sollten sich aller Spielereyen mit dem Feuer ganz enthalten, denn sie wissen damit nicht behutsam genug umzugehen.

Das hörte wohl der kleine Peter, aber er nahm es nicht zu Herzen. Fürchte nichts, lieber Vater, sprach

er, es soll durch mich gewiß kein Unglück geschehen; ich weiß schon, wie man mit dem Feuer umzugehen hat.

Einmal mußte Peters Vater verreisen. Die Mutter hatte Geschäfte, und Peter war sich selbst überlassen.

Es war Abends. Peter schlich sich in die Küche, zündete sich zwey Wachslichter an, und ging damit in eine Kammer. Hier stellte er sie auf einen Kasten hin, brannte noch mehrere an, und freute sich, daß die Kammer so stark beleuchtet war.

Fast eine Viertelstunde lang hatte er sich in der Kammer aufgehalten, als er im Hause stark sprechen hörte. Er war neugierig, und sprang schnell aus der Kammer.

Der Vater ist da! der Vater ist da! rief Schwester Jettchen Petern entgegen.

Peter vergaß Kammer und Lichter, und eilte, dem Vater zu bewillkommen.

Der Vater wurde umhalst und geherzt; alle freuten sich herzlich über seine Wiederkehr.

Frohlockend führten Frau und Kinder den Vater in eines der Wohnzimmer. Hier erzählte er, wie es ihm auf der Reise gegangen sey, und was er den Kindern mitgebracht habe.

Es wurde ein Koffer herbeygebracht. Der Vater öffnete ihn und nahm die Sachen heraus, die er für Jettchen und für Petern gekauft hatte.

Jettchen bekam ein Paar feine seidne Tücher und einen schönen kleinen Sonnenschirm; Peter ein hübsches Bilderbuch, einen netten Hut und zwey Charten zum Zerlegen.

Wie groß war die Freude der Kinder über diese Geschenke! Sie vergaßen darüber alles andere. Selbst an die brennenden Wachslichter in der Kammer dachte Peter nicht.

Erzähle, Väterchen! riefen Jettchen und Peter, erzähle uns noch viel von deiner Reise.

Der Vater fuhr fort zu erzählen, und that dieses auch während das Abendessen eingenommen wurde; er erzählte so lange, bis die Kinder einschliefen, und in ihr Bett getragen werden mußten.

Der Vater war sehr müde, und legte sich auch nieder; dasselbe that auch die Mutter.

Aber kaum hatten sie eine Stunde lang geschlummert, als sie durch einen Lärm geweckt wurden.

Vater und Mutter sprangen aus dem Bette. Ein dicker Rauch umgab sie. Sie wurden fast ohnmächtig. Feuer! Feuer! rief man draußen.

Voll Angst stürzten Vater und Mutter aus der Schlafkammer. Erst da sie im Hofe waren, fielen ihnen die Kinder ein. Der Vater kehrte schnell zurück. Aber da er nicht mehr weit von der Schlafkammer war, betäubte ihn der dicke Qualm, und er fiel ohnmächtig zu Boden. Fast ganz ohne Sinnen kroch er zurück. Ein Bedienter sah ihn, und rettete ihn vom Tode.

Die Mutter rang die Hände. Meine Kinder! meine Kinder! rief sie, o rettet meine Kinder!

Ein starker Mann, der diese Worte hörte, fragte, wo sich die Kinder befänden. Als ihm dies die Mutter gesagt hatte, eilte er in die Schlafkammer, und brachte Jettchen und Petern bald herbey getragen.

Die Mutter war vor Freuden außer sich. Aber welch' ein schrecklicher Anblick für sie! bald bemerkte sie, daß ihre Kinder erstickt waren. Sie fiel in Ohnmacht, und mußte fortgetragen werden.

Das Haus stand in Flammen. In einer halben Stunde war es abgebrannt. Noch wurden drey andre Häuser in Aschenhaufen verwandelt.

Peter und Jettchen waren nicht mehr ins Leben zu bringen.

Ihre Eltern kamen wieder zu sich, und beweinten den Tod ihrer Kinder.

Den Tag darauf wurde untersucht, wie das Feuer herausgekommen sey. Man fand, daß es durch die brennenden Wachslichter entstanden war, die Peter in der Kammer vergessen hatte.

Peter und Jettchen wurden in einem Sarge begraben. Bey dieser Gelegenheit hielt der Geistliche des Orts eine Rede an die Jugend, und ermahnte sie, mit dem Feuer behutsam umzugehen.

Gz.

38.

Die zwey unglücklichen Kinder.

In einem Dorfe, nicht weit von der Stadt Göttingen, findet man eine lange Reihe röthlicher Felsen, die noch höher sind als Thürme. Auf diesen hohen Felsen stehen viele Häuser.

In einem dieser Häuser lebte ein armer Mann und seine Frau. So arm sie auch waren, so erlebten sie doch manche Freude. Am meisten freuten sie sich über ihre zwey Kinder, die gesund, munter und unter einander verträglich waren.

Diese zwey Kinder, beyde Knaben, spielten oft vor der Thüre des Hauses, welches dicht am Rande des Felsen stand. Ihre Eltern hatten ihnen oft gesagt: „Lieben Kinder, seyd vorsichtig! gebt Acht, daß ihr nicht einmal von dem Felsen herabstürzt.“ Dies hatten sie sich

gemerkt, und die Ermahnungen ihrer Eltern befolgt, und dabey befanden sie sich wohl.

Doch einmal erinnerten sie sich nicht an das, was ihnen die Eltern oft gesagt hatten. Sie spielten fast am Rande des thurmhohen Felsen, umklammerten und balgten sich. Ach! da stürzten auf einmal beyde von dem schrecklichen Felsen hinab. Als sie unten auf dem Wege ankamen, waren sie todt. Ihr Kopf und ihr ganzer Körper war zerschlagen und blutete. Viele Einwohner des Dorfes kamen voll Schrecken herbey; man wollte die unglücklichen Kinder wieder lebendig machen; allein alle Mühe war vergebens. Sie waren todt und blieben todt.

Gtz.

39.

Der einfältige Bediente.

Ein reicher Herr machte einmal eine große Reise. Er nahm einen Bedienten mit, der auf die Pferde und auf

die Sachen, die der Herr bey sich führte, Acht geben, ihm die Stiefeln putzen, die Kleider rein machen, und noch allerley kleine Dienste verrichten mußte.

Eines Tages ward der bediente krank, weil er sich stark erhitzt und darauf einen Trunk kalten Wassers zu sich genommen hatte. Er mußte in einem Gasthofe liegen bleiben. Sein Herr, der sich nicht lange an einem Orte aufhalten, und nicht warten konnte, bis der Bediente wieder gesund wurde, trennte sich von ihm, und ließ ihn unter den Händen eines Arztes, der ihn wieder gesund machen sollte.

Der reiche Herr war genöthigt, einen neuen Bedienten anzunehmen. Weil er eilen mußte, so konnte er nicht lange wählen, sondern nahm den ersten besten jungen Menschen zu seiner Bedienung an.

Er hieß Duns. Dieser hatte nun viel guten Willen, seinen Herrn recht gut zu bedienen; allein es fehlte ihm an der gehörigen Geschicklichkeit dazu; daher machte er fast alles, was sein Herr ihm auftrug, verkehrt. Dieses rührte daher, weil Duns in seiner Jugend nicht zum Aufmerken gewöhnt worden, und in der Schule, wo er vieles hätte lernen können, nicht fleißig genug war.

Er

Er hatte von vielen Dingen entweder gar keine, oder doch keine richtige Vorstellung; daher machte er manchen einfältigen Streich, wodurch er sich viele Verweise von seinem Herrn zuzog.

Eines Abends kehrte der reiche Herr in einem Wirthshause ein, welches sehr klein und unreinlich war. Er konnte weder eine besondere Stube, noch ein Bett bekommen; sondern mußte es sich gefallen lassen, auf einer Streu zu schlafen.

Er legte sich, that seine Kleider neben das Kopfkissen, und legte seine kostbare goldne Taschenuhr auch dahin. Bald darauf lag er in einem festen Schlafe.

Duns, der noch einige Geschäfte zu verrichten hatte, kam in einer halben Stunde auch zum Strohlager, und legte sich nicht weit von seinem Herrn nieder. Doch er schlief nicht so ruhig ein, wie dieser; denn er hörte in der Nähe ein kleines Geräusch, das ihm ein wenig Angst machte. Er glaubte nehmlich das Geräusch einer Maus zu hören, die sich im Stroh aufhielt, und gegen die Mäuse hatte er von jeher eine große Abneigung. Er bewegte sich auf seinem Lager hin und her, und glaubte dadurch, das ihm verhaßte Thier zur Pflicht zu bringen.

Allein das Geräusch dauerte immer fort; denn es wurde von keiner Maus, sondern von der Taschenuhr seines Herrn verursacht, die nahe an der Streu lag.

Duns, der sich sehr wunderte, daß die Maus ihm nicht gehorchen und fortlaufen wollte, sprang etwas unwillig von seinem Lager auf, ergriff einen von seinen Stiefeln, und murmelte für sich: „wart! du sollst es bekommen! ich werde deinem frechen Gepolter nicht länger „zuhören!" Er schlich sich leise an den Platz hin, wo sein Herr im tiefen Schlafe lag, und als er nun nahe bey der Uhr stand, welche das Geräusch verursachte, glaubte er, er sey nun bey der Maus, und schlug mit dem Stiefel, so stark er konnte, drauf los, so lange, bis die Uhr ganz zerschlagen, und ihr Schlag nicht mehr zu hören war. Vergnügt, daß er sich das unruhige Thier, das ihn im Schlafe störte, vom Halse geschafft habe, kehrte er zu seinem Strohlager zurück, legte sich nieder, und schlief ruhig bis an den andern Morgen.

Früh Morgens, als Duns erwachte, erzählte er mit vielen Freuden seinem Herrn, was er gestern Abends für Heldenthaten verrichtet habe. „Das war ein keckes, „freches Thier, sagte er, ich glaube, wenn ich es nicht

„todt geschlagen hätte, es würde Ihre Kleider ganz zer„fressen, oder sich gar in Ihre Haare gemacht haben. „Es machte beständig: pick! pick! pick! pick!' bis ich dazu „kam, und diesem Gepicker ein Ende machte."

Der Herr wollte sich ankleiden und nach seiner Uhr sehen. Allein wie erstaunte er, da er diese ganz zerschlagen fand. Er wußte gleich, wer ihm diesen Schaden zugefügt, und daß Held Duns, in der Meinung, eine Maus todt zu schlagen, das kostbare Werk zu Grunde gerichtet habe. Er sah sich genöthigt, dem ungeschickten Duns, sobald als möglich, Abschied zu geben.

Gz.

40.

Das runde aschgraue Ding.

Herr Freyberg hatte seinen Kindern erlaubt, in den Wald zu gehen und Brombeeren zu suchen. Darüber freuten sich die Kleinen sehr.

Jedes nahm etwas mit, worein es die Brombeeren legen wollte. Lotte nahm eine Dose von Pappe, Christian eine alte Schachtel, Hannchen ein geflochtenes Körbchen, und Gustav eine grüne Mütze von Leder mit.

Die Kinder sagten zu dem Vater: Adjeu! lieber Vater, bald kommen wir wieder, und bringen dir etwas mit.

Adjeu! Kinder, antwortete Herr Freyberg. Gebt wohl Acht, daß euch kein Unglück begegnet.

Nun sprangen Lotte, Christian, Hannchen und Gustav in den Wald, der gleich am Hause lag. Sie kletterten auf einen Berg, strichen zwischen Bäumen und Stäuchen herum, und fanden viele Brombeeren. Besonders war Gustav an einen vollbehangenen Strauch gekommen, und sein grünes Mützchen war bald gefüllt.

Christian, der auf alles merkte, wann er ausging, guckte von ohngefähr auf einen Haselnußstrauch. Er sah ein gelbes Insekt herumsummen, und endlich erblickte er ein rundes aschgraues Ding, so groß wie ein kleiner Kinderkopf.

Pst! Pst! rief Christian, und winkte mit der Hand.

Seine Geschwister schlichen auf den Zehen herbey, sie glaubten, er habe ein Vogelnest gefunden.

Was hast du, lieber Christian? fragte Lotte.

Seht nur einmal in die Höh', sagte der kleine Christian.

Da sahen alle in die Höh' und erblickten das runde aschgraue Ding. Man wußte nicht, was es sey. Endlich sah man ein kleines rundes Loch; daraus kam ein gelbes Insekt, welches so aussah, wie eine Biene, nur daß es etwas dünner und länglicher war.

Aha! nun weiß ichs, sagte Gustav. Das Insekt ist eine Wespe, und das runde Ding ein Wespennest. Geht nur alle gleich weg; die Wespen sind euch gar böse Insekten, sie stechen mit einem spitzigen Stachel, und das thut gar entsetzlich weh.

Lotte und Hannchen befolgten den Rath des Bruders, und liefen fort. Nur Christian wollte das nicht thun. Wer doch gleich so furchtsam seyn wird, wie ein Hase, sagte er, und lachte die Mädchen aus.

Christian! sagte der verständigere Gustav, treibe den Spaß nur nicht zu weit; das Lachen könnte sich wohl gar in Weinen verwandeln.

Christian lachte noch stärker und blieb stehen.

Gustav, Lottchen und Hannchen gingen fort und suchten Beeren. Sie glaubten, ihr kleiner Bruder werde dasselbe thun. Aber Christian war etwas zu verwegen und zu unvorsichtig. Er blieb bey dem Haselnußstrauche, guckte immer hinauf, und hatte über das Wespennest seine große Freude.

Gustav, Lottchen und Hannchen hatten sich von Christian kaum fünf Minuten entfernt, so hörten sie ihn schon schreyen: au weh! au weh!

Sie liefen herbey und fanden Christian auf der Erde liegen. Er wälzte sich herum, als hätte er den Verstand verloren. Ueber das rechte Ohr hielt er beyde Hände.

Was fehlt dir, Christian? fragten alle drey.

Hu! hu! hu! war Christians Antwort.

Gustav und seine Schwestern hoben ihren Bruder von der Erde auf, und trugen ihn ein Stück weiter, denn da, wo er lag, sumsten viele Wespen herum.

Sie zogen ihm die Hände von dem Ohr und erschraken sehr. Das Ohr war entsetzlich angeschwollen. Eine Wespe hatte ihren Stachel hinein gelassen, davon kams.

Gustav, Lottchen und Hannchen führten ihren kleinen Bruder nach Hause. Er weinte sehr. Der Vater kam dazu und fragte, was geschehen sey. Da erzählten ihm die Kinder die ganze Geschichte.

Armer Junge! sagte Herr Freyberg zu Christian, daß du doch den Rath deines Bruders nicht befolgen und dich vom Wespenneste entfernen wolltest. Aber warum weinst du nun? das hilft nun nichts und wenn du bis morgen zum Mittagessen weinst.

Christian hörte auf zu weinen. Der Vater verband ihm das Ohr. Er litt einige Stunden große Schmerzen, dann hörten sie auf.

Gustav, Lotte und Hannchen trugen dem Vater einen Theil ihrer gefundenen Brombeeren an. Er nahm sich nur wenige. Da riefen sie auch Nachbars Julie und ihren Bruder, den lustigen Fritz, zu sich, und gaben ihnen auch etwas davon. Die Brombeeren schmeckten ihnen nun noch besser.

Christian mußte zusehen, wie sie sich die Beeren gut schmecken ließen. Er hatte gar keinen Appetit, und verschenkte die seinigen an seine Geschwister. Den folgenden Tag befand er sich wieder wohl. Aber vor den Wespen

nahm er sich von nun an sehr in Acht, und überhaupt wurde er vorsichtiger.

Gß.

41.

Der Bär, ein Clavierspieler.

Folgende Geschichte wird als wahr erzählt.

In Konstantinopel, welche Stadt sehr groß ist und in der Türkey liegt, erschien einmal ein Fremder mit einem Bären. Dieser verstand mehrere Kunststücke, unter andern auch das Clavier zu spielen. Brachte man ihn an ein Clavier, so setzte er sich auf den Stuhl nieder, und fing an mit seinen plumpen Tatzen zu spielen.

Das erregte in Konstantinopel großes Aufsehen. Jedermann wollte den Musikus Petz sehen. Daß ein Bär tanzen und Burzelbäume setzen könne, war jedem begreiflich, aber wie er auch Clavier spielen könne, das konnte man nicht einsehen.

Ein Paar Tage hatte der Bär die Einwohner von Konstantinopel schon belustigt, als er in das Haus eines verständigen Mannes geführt wurde. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: Hier muß Betrug dahinter stecken. Er gab sogleich Befehl, den musikalischen Brummer zu untersuchen.

Als dies der Bärenführer sah, machte er sich eiligst aus dem Staube. Zur Verwunderung aller Zuschauer fing auch der Bär an, davon zu laufen. Man lief ihm nach. Er kam an eine kleine Anhöhe, von der er hinunter galoppiren mußte. Er purzelte hinunter. Als er unten ankam, zerplatzte auf einmal seine Haut, und es kam — ein Mensch zum Vorschein.

Wahrscheinlich wird man den Betrüger, der sich in eine Bärenhaut gehüllt, und durch diesen Betrug schon viel Geld verdient hatte, bestraft haben.

Gß.

42.

Kinder müssen nicht unfolgsam und verwegen seyn.

Der kleine Max war das einzige Kind seiner Eltern. Diese liebten ihn sehr, und glaubten, daß er einmal ein verständiger und guter Mann werden, und ihnen dadurch viele Freude machen würde. Die armen Eltern irrten sich!

Was soll ich nur anfangen? sagte einmal der kleine Max, als er ganz allein war, und eben nichts zu thun hatte. Wenn nur meine Eltern hier wären, fuhr er fort, die würden mich bald zu unterhalten wissen. Ach, wären sie nur hier!

Dieser Wunsch des kleinen Max war ein vergeblicher Wunsch. Seine Eltern waren weit, weit von ihm. Sie hatten in einem fremden Lande einige gute Freunde und Geschäfte, und waren dahin gereist, um jene zu besuchen,

und diese zu vollbringen. Erst in vier Tagen sollten sie nach Hause zurückkehren.

Was soll ich nur machen? fragte sich der kleine Max noch einmal. — Haha! rief er nach einer Weile, ich weiß schon, was ich thue. Ich gehe in den Garten und übe mich im Klettern.

Max wollte gleich hingehen; allein er erinnerte sich an das, was ihm seine Eltern bey ihrer Abreise gesagt hatten, daß er nehmlich nirgends hingehen sollte, ohne es vorher der Frau Denep zu sagen. Dies war eine arme alte Frau, die von den Eltern des kleinen Max gebeten worden war, während ihrer Abwesenheit sich in dem Hause derselben aufzuhalten, und Acht zu geben, daß keine Unordnungen vorfielen. Sie sollte besonders eine sorgfältige Aufsicht über den kleinen Max führen.

Max suchte nun diese alte ehrliche Frau im Hause, und fand sie im Keller, wo sie etwas zurechte machte. Frau Denep! sagte er zu ihr, ich gehe ein wenig in den Garten.

Was willst du dort machen, lieber Max? fragte die Frau.

Max. I, ich will mich ein Bißchen im Klettern üben.

Frau Denep. Du willst klettern? das wäre schön! nein, das sollst du nicht thun! wie leicht könntest du von einem Aste abglitschen, vom Baume fallen, und den Arm oder ein Bein brechen, oder gar dich zu Tode fallen. Wenn dann deine Eltern nach Hause kämen, so würden sie, statt Freude, Jammer und Elend finden.

Max. Sie ist auch gleich zu ängstlich, Frau Denep. Man fällt nicht gleich hinunter, wenn man klettert; es ist doch auch gut, wenn man sich im Klettern übt.

Frau Denep. Das mag wohl seyn; aber wenn die Kinder noch so klein, und erst sieben Jahre alt sind, wie Max; so ist für sie das Klettern immer gefährlich, und besonders wenn kein verständiger erwachsener Mensch dabey ist. Kurz, lieber Max, du darfst wohl in den Garten gehen, aber nicht klettern.

Max sprang fort. Er sah ein, daß die alte Frau recht habe. Wohl ein Viertelstündchen satzierte er im Garten herum, und vertrieb sich auf verschiedene Weise die Zeit. Da kam er auch an einen kleinen Aepfelbaum, der aber viele dicke Zweige hatte, die dicht neben einander standen. Ha! dachte er, auf diesen Baum willst du klettern. Er ist nicht hoch, und wenn du auch hinunter

purzelst, so hat dies nichts zu sagen, du fällst nicht hoch, und fällst auf weiches Gras. — Aber, was hat Frau Deney gesagt? J, was weiß die alte Frau, was gefährlich und nicht gefährlich ist! Ja, wenn mir meine Eltern verboten hätten, zu klettern, das wäre etwas anderes; aber diese alte Frau! was hat diese mir viel zu befehlen! —

War das verständig gesprochen?

Man bedachte sich nicht lange, und kletterte auf den Apfelbaum. Doch er sollte für seinen Leichtsinn schrecklich büßen. Als er schon ziemlich hoch gestiegen war, brach ein kleiner morscher Ast, an dem sich Max mit den Händen fest hielt. Er erschrak darüber so stark, daß er nicht wußte, was er nun thun sollte. Er hätte nur schnell einen andern Ast ergreifen sollen; aber daran ließ ihn sein großer Schrecken nicht denken. Er stürzte, verwickelte sich aber mit seinen Beinen so sehr in die dichten Zweige, daß er hängen blieb, die Füße aufwärts und den Kopf erdwärts gerichtet.

Das war ein schrecklicher Zustand für den unglücklichen Knaben! Das Blut drängte sich immer mehr gegen den Kopf zu, und bald wußte er nichts mehr von sich.

Als Max so lange ausblieb, wurde Frau Denep ängstlich, und lief in den Garten, um ihn dort zu suchen. Sie rief ihn wohl hundertmal bey seinem Namen, erhielt aber keine Antwort. Da der Apfelbaum, an welchem Max hing, an dem hintersten Ende des Gartens und etwas versteckt war: so ward er von Frau Denep nicht bemerkt, und der unglückliche Knabe blieb bis an den folgenden Morgen hängen, wo ihn ein Bedienter seiner Eltern entdeckte. Er sah fürchterlich aus. Die Augen waren ganz verdreht; sein Gesicht aufgeschwollen und sehr roth; der Mund stand offen, die Hände waren zusammengeballt. Nur mit Schaudern konnte man ihn ansehen.

Frau Denep rang die Hände, alle Menschen, die herbey kamen, um die Leiche des verunglückten Max zu sehen, beweinten ihn. Aber welch' ein trauriger Anblick für seine guten Eltern, die in zwey Tagen von ihrer Reise zurückgekehrt waren, als sie ihr einziges Kind, das sie so herzlich liebten, todt fanden! Die Mutter sank in Ohnmacht, und verfiel in eine gefährliche Krankheit. Sie konnte bey dem Begräbnisse ihres Sohnes nicht zugegen seyn. In einem halben Jahre starb sie, und ward neben

ihrem geliebten Maximilian begraben. Jedermann weinte um sie; denn sie war eine sehr gute Frau. —

Junger Leser, was denkst du dir bey dieser Geschichte? —

Gz.

43.

Der gute Sohn.

Es war einmal ein vornehmer Mann, der viel Geld für seinen Fürsten einzunehmen hatte. Der lebte alle Tage sehr prächtig und verschwendete viel, und trug lauter kostbare Kleider, und hatte theure Tische, Stühle, Schränke, Betten und andere Sachen. Darüber fehlt es ihm oft an Gelde, und er war alsdann in großer Sorge, was er wohl machen sollte? Er hätte nur dürfen sparsamer seyn, und nicht so kostbar leben, so hätte er viel Geld übrig gehabt, aber der unverständige Mann dachte daran kaum.

Da er nun einmal in großer Noth war, so nahm er etwas von dem Gelde seines Fürsten. Wie er das erst einmal gethan hatte, so geschahe es öfter, bis man es endlich merkte. Da schickte der Fürst einige Abgeordnete, die das Geld bey diesem Manne nachsehen sollten, ob und wie viel daran fehle, und die fanden bald, daß derselbe eine große Summe müßte genommen haben.

Das ist ein sehr böser Mann, sagte der Fürst, wie ihm die Sache gemeldet wurde, er hat so viele Einnahme gehabt, und hat mich doch noch bestohlen. Das muß ich strenge strafen, wie es die Gesetze und das Recht im Lande verlangen.

Nach den Gesetzen, welche in dem Lande galten, sollte der Mann von seinem Amte abgesetzt, und ihm dann die rechte Hand abgehauen werden. Das wurde ihm nun bekannt gemacht, und er war darüber in sehr großer Angst, und seiner Frau und seinen Kindern war eben so bange als ihm. Da gab es ein beständiges Trauern und Wehklagen und Seufzen. Alle Leute bedauerten die arme Frau und die guten Kinder des Mannes, aber er selbst, sagten sie, hätte die Strafe wohl verdient.

Unter

Unter den Kindern war ein Sohn, der schon erwachsen war, der betrübte sich sehr über das Schicksal des Vaters. Es ist doch mein Vater, sagte er bey sich selbst, und ob er wohl gegen den Fürsten nicht hat recht gethan, so hat er uns Kinder doch immer so väterlich geliebt und für uns gesorgt. Ach, wenn ich ihm doch helfen könnte! — Und vielleicht kann ichs ja auch, setzte er hinzu, indem ihm seine Liebe gerade einen guten Gedanken eingab.

Der Sohn ging zu dem Fürsten. Herr! sagte er zu demselben, meinem armen Vater soll die Hand abgehauen werden, mit welcher er seine Kinder versorgt und ernährt hat. Geht es denn nicht, daß meine Hand abgehauen wird, statt seiner? Da behielten doch meine Mutter und Brüder und Schwestern ihren Ernährer. O Herr, seid gütig, diese meine Hand können wir zu Hause wohl entbehren, aber die Hand des unglücklichen Vaters nicht.

Der Fürst wurde tief bewegt von der kindlichen Liebe des Sohnes. Er bedachte sich eine Weile. Höre, mein Sohn, sagte er dann, um deinetwillen soll dein Vater seine Hand behalten! Er kann doch nicht so ganz schlimm seyn, weil er einen so guten Sohn hat. Geh hin und

sage ihm, daß ich ihm verzeihe; aber sein Amt kann er nicht länger behalten.

Der Sohn brachte große Freude zu Hause, wie er die Nachricht gab, daß dem Vater verziehen sey. Und wie sie erst erfahren hatten, auf welche Weise das zugegangen war, wie ehrten und liebten sie alle den guten Sohn!

Nach einiger Zeit gab der gütige Fürst die Stelle seines Vaters dem Sohne. Wer ein treuer Sohn ist, sprach er, der wird auch gewiß ein treuer und guter Diener seyn, und ist der Freude werth, der Ernährer seiner Eltern und Geschwister zu seyn!

Löhr.

44.

Wilhelm.

Trinkt mir nicht gleich, ihr kleinen Leute! sagte Herr Beier öfters zu seinen Kindern, wenn sie beym Spielen

und Springen sehr warm geworden waren, und wohl gar zu schwitzen anfingen. Er warnte sie sehr, und belehrte sie, wie gefährlich es sey, sich plötzlich abzukühlen, wenn der ganze Körper in starker Ausdünstung wäre, und daß man alsdann sogleich weder etwas Kühles trinken, noch auch sich an einen kühlen Ort hinsetzen dürfe. Er erzählte ihnen mehrere Beyspiele von Leuten, welche auf diese Weise sich die gefährlichsten und langwierigsten Krankheiten zugezogen hätten, oder auch schnell gestorben, oder lebenslang elend geblieben wären.

Die Kinder waren aufmerksam, wenn sie der Vater hierüber unterrichtete, und folgten auch. Nur Wilhelm dachte: ach! es wird mir ja nicht gleich schaden.

Einmal hatten die Kinder, an einem heißen Nachmittage, ziemlich lange im Garten gespielt, und waren dabey sehr erhitzt. Nun wollte Wilhelm gleich trinken. Thu' es nicht, lieber Wilhelm, baten ihn die andern, du weißt ja, was der Vater uns gesagt hat. Wilhelm kehrte sich daran nicht. — Es wird mir nicht gleich schaden, sagte er nach seiner gewöhnlichen Weise. Wir werden es dem Vater und der Mutter sagen, drohten ihm seine Geschwister, und würden es auch gewiß gleich gethan

haben, wenn nicht gerade die Eltern wären ausgegangen gewesen.

Wilhelm ließ sich nicht abhalten, ein ganzes Glas recht kaltes Wasser auszutrinken. Ah! sagte er, das kühlt schön. Aber bald darauf fing er an zu frieren, dann heiß zu werden, und gegen Abend lag er in vollem Fieber, und konnte nicht außer dem Bette seyn. Die Kinder sagten den wiedergekommenen Eltern, was vorgegangen sey. Der Arzt wurde gerufen, und Wilhelm mußte Arzeney einnehmen, aber es konnte ihn nichts retten. — Den dritten Tag drauf starb Wilhelm. — Wie lange hätte er leben können, wenn er die Lehren des Vaters aufmerksamer befolgt hätte!

Löhr.

45.

Der nackte Sperling.

Eines Tages war Karline auf dem Hofe und spielte, da bewegte sich etwas nicht weit von ihr. Wie sie näher

hinzu kam, sahe sie, daß es ein kleiner, noch ganz junger Sperling war. Das kleine Geschöpf war noch ganz nackt, und nur an einigen wenigen Stellen zeigten sich die Spuren von Federn, die hervorkommen wollten.

Karline nahm das hülflose Thier auf, und rief den Vater. „Vater sieh," sagte sie, „da habe ich einen nackten kleinen Sperling auf dem Hofe gefunden; was mach ich mit ihm? — Und wie muß er denn nur auf den Hof gekommen seyn?"

Der Vater ließ sich die Stelle auf dem Hofe zeigen, wo sie das Vögelchen gefunden hatte: er sahe in die Höhe, und entdeckte, daß oben, fast in der Spitze des Dachs ein Sperlingsnest war. „Sicherlich," sagte er, „ist es aus dem Neste gefallen, und wenn hier unten nicht so viel Stroh gelegen hätte, so würde es ganz zerschmettert seyn. — Aber was du mit dem armen Thierchen machen wirst," fuhr der Vater fort, „das weiß ich in der That nicht. Auffüttern wird es sich schwerlich lassen!"

„Ach, Vater," antwortete Karline, „da muß es ja gar verhungern. — Könntest du es denn nicht wieder in sein Nest setzen?"

„Kind,“ sprach der Vater, „du siehest, wie hoch das Nest ist, und niemand hat hier eine Leiter, welche so weit hinauf reichte. Wir müssen versuchen, ob es sich auffüttern läßt.“

Es wurden gleich Anstalten gemacht. Karline holte die weichsten Betten aus der Wiege, in welcher ihre Puppe schlief, und steckte das nackte Vögelchen hinein, welches auch gern darin sitzen blieb; es wurden Semmel in Milch und kleine Saamenkörner in Wasser eingeweicht, und eine Federspule wurde zerschnitten, um den kleinen hülflosen Gast damit zu füttern.

Das Thierchen sperrte den kleinen Schnabel auf, ließ sich das Futter geben, und schluckte es glücklich hinter. Nun, da es einmal gefressen hatte, hoffte Karline das Thierchen wohl zu erhalten. Sie ließ sich von dem Vater sagen, wie oft es dasselbe des Tags werde füttern müssen, und wie viel auf jedesmal? und sie hielt die pünktlichste Ordnung. Das Thierchen fraß und wuchs, und bekam in wenigen Tagen Federn.

Nach und nach lernte der Sperling allein fressen. Jetzt machte ihm Karline ein weiches Nest aus Stroh und Federn, und steckte ihn mit dem Neste in einen Bauer,

dessen Thüre aber auf war. Ein kleines Näpfchen zum Saufen und ein kleines Kästchen mit Futter, wurden ebenfalls hineingestellt.

Der Sperling wurde völlig groß, und wohnte gern in dem Neste des Bauers, und schlief des Nachts in demselben. Am Tage flog er frey in der Stube umher, und scheute sich vor niemand: Aber mit Karlinen that er sogar bekannt; er flog auf ihren Kopf, er setzte sich anf ihren Schoos, und wenn sie an dem Tische saß, und las oder schrieb, so hüpfte er unbesorgt vor ihr herum, pickte in den hingehaltenen Finger, ließ sich mit dem Finger streicheln, und sogar sich greifen. Dadurch wurde der Vogel Karlinen sehr lieb.

Den ganzen Winter über blieb der Vogel bei Karlinen. Wie nun das Frühjahr kam, und die Tage wieder wärmer und länger wurden, da lebten auch die Sperlinge draußen wieder auf, und zirpten und zwitscherten. Der Sperling in der Stube hörte das, er schien immer aufmerksamer drauf zu werden, er flog ans Fenster, die andern Sperlinge zu suchen, und zirpte ebenfalls, aber, wie es Karlinen vorkam, nicht so lustig, als die, welche im Freien waren. In der That war der Vogel lange nicht

mehr so munter, als sonst. „Was mag ihn nur fehlen?“ fragte Karline; „er frißt und säuft nicht mehr, wie sonst.“ —

„Ihm fehlt viel, liebes Kind,“ antwortete ihr die Mutter. „Er ist hier einsam, und hört die andern draußen lustig zwitschern. Da wird das Verlangen nach ihnen rege; er möchte gern bey seines Gleichen seyn, und mit ihnen überall umherfliegen; — dann erst wäre ihm wohl.“

Karline hatte genau gemerkt, was die Mutter sagte. Sie wartete einen Tag, und noch einen, ob ihr Sperling nicht wieder so lustig werden würde, wie zuvor, aber er wurde es nicht; Stundenlang saß er am Fenster ganz still auf einem Orte, dann und wann zirpte er einmal ganz kläglich, und nur dann regte er sich lebhafter, wenn er einen andern Sperling fliegen sah.

„Mutter,“ sagte jetzt Karline: „ich will den Sperling herauslassen; er sehnt sich gar zu sehr nach den andern, und will nicht wieder froh werden.“

„Lässest du ihn auch gerne weg?“ fragte die Mutter.

„Nicht recht gerne,“ antwortete Karline; „er ist

mir so lieb, weil ich ihn aufgefüttert habe; aber ehe er sich grämen soll, will ich ihn lieber frey lassen."

Karline eröffnete das Fenster, an welchem der Sperling seit einiger Zeit immer gesessen hatte. Der Vogel fühlte die freie Luft, er hielt den Kopf in die Höhe, und flog nach einigen Augenblicken auf den Rahmen des Fensters. Hier sahe er sich erst eine lange Zeit um, und schien gar nicht begreifen zu können, wo er wäre; — dann flog er fort.

„Nun ist er fort, Mutter," sagte Karline, die ihm nachgesehen hatte, und hatte eine kleine Thräne im Auge.

„Nun wird ihm auch wieder wohl seyn," antwortete die Mutter, „und wenn er ein Mensch wäre, so würde er dir für seine Freiheit danken."

Löhr.

46.

Die Zunge.

„Schon wieder, Leopold, du bist doch ein unfolgsamer Junge, fällst du einmal, so beißt du dir die Zunge ab!“

So sprach Herr Silberbacher zu seinem Sohne Leopold, der acht Jahre alt war. Leopold hatte manche gute Eigenschaft, und man mußte ihn deshalb lieb haben. Aber er hatte auch eine häßliche Gewohnheit angenommen, die wollt' er nicht lassen. Er steckte nehmlich immer die Zunge aus dem Munde, besonders wann er lief und sprang.

Leopold hatte deshalb von seinen Eltern schon manchen harten Verweis bekommen, aber die Zunge streckte er noch immer heraus.

Schäme dich, Leopold! sagte die Mutter, du bist schon acht Jahre alt, und hast noch diese Unart an dir.

Das sieht ja gar häßlich aus. Du willst immer ein Pfarrer werden.

Ja! ja! ein Pfarrer, fiel jetzt der Vater ein. Wie wirst du denn ein Pfarrer werden, wenn du nicht ordentlich reden kannst? und wie wirst du ordentlich reden können, wenn du dir ein Stück von der Zunge abbeißt?

Das sah Leopold gut ein. Gern, sagte er, unterließe ich diese Gewohnheit, wenn es mir nur möglich wäre. Ich vergesse mich immer. Du mußt, sagte der Vater, immer daran denken; nach und nach wirst du's doch so weit bringen, daß deine Zunge nicht mehr zum Vorschein kommt. Ich will dir dabey behülflich seyn.

Herr Silberbacher ließ eine Fratze mahlen, welche die Zunge aus dem Munde steckte, und diese Fratze hing er in der Stube auf. Wenn Leopold sich vergaß, und seine alte Unart beging, machte ihn sein Vater sogleich auf die Fratze aufmerksam. Da zog Leopold geschwind die Zunge ein und schämte sich.

Wenn aber Leopold außer der Stube war, so konnte er auf keine Fratze sehen. Was that der Vater? Wann er sah, daß Leopold die Zunge herausstreckte, zog er schnell seine Dose aus der Tasche, nahm ein bischen

Schnupftoback und beschmierte damit Leopolds Zunge. Das biß gewaltig und die Zunge verkroch sich.

Doch auch dieses half nichts. Leopold war zu leichtsinnig, und für leichtsinnige Menschen ist es sehr schwer, sich einen Fehler abzugewöhnen.

Eines Tages besuchten Leopold mehrere Kameraden. Sie wollten sich recht lustig machen, und beschlossen daher, Jagd zu spielen. Einer war der Jäger und die übrigen verschiedene Thiere; Peter war ein Hase, Bernhard ein Reh, Paul ein Damhirsch, Harald ein Luchs und Leopold ein Fuchs. Alle wurden gefangen. Nur der einzige Leopold war noch frey. Auf diesen gingen nun alle los. Sie jagten ihn auf einen kleinen Berg. Leopold rannte den Berg hinunter; die Zunge guckte immer aus dem Munde. Unglücklicher Weise glitschte Leopold aus, und stürzte fürchterlich vom Berge hinunter. Er lag wie todt auf der Erde. Seine Kameraden hielten ihn für todt, und machten Lärm.

Vater und Mutter kamen herbey gelaufen und jammerten. Leopold athmete noch. Man trug ihn nach Hause; da erholte er sich wieder. Aber die Spitze von der Zunge war beynahe ganz abgebissen, sie hing nur noch

schwach an dem andern Theil der Zunge. Es wurde der Arzt herbeygerufen. Der sagte: das Stückchen Zunge muß weggeschnitten werden, sonst kommt der kalte Brand dazu; da hilft nichts. Der Arzt schnitt das Stückchen weg. Leopold schrie gewaltig. Die Zunge heilte, aber Leopold kann jetzt fast gar nichts reden.

Gtz.

47.

Die kranke Mutter.

Frau Gutfeld war in einer Nacht plötzlich krank geworden; sie hatte einen heftigen Kopfschmerz, empfand einen unerträglichen Durst, den sie mit allem Trinken nicht stillen konnte, und hatte abwechselnd große Hitze, bald so starken Frost, daß sie mit den Zähnen klapperte.

Wie ihre Kinder am Morgen aufstanden, und in die Stube traten, wie wunderten sie sich, die gute Mutter

im Bette zu finden, und vor dem Bette den Arzt zu sehen, der nach allem fragte, was die Krankheit anging!

„Bist du denn krank, liebe Mutter?“ fragte Elise, die älteste Tochter der Frau Gutfeld, und die Mutter nickte, statt der Antwort, mit dem Kopfe.

Der Arzt verordnete einen Trank, den Frau Gutfeld einnehmen sollte. Bei seinem Weggehen sagte er zu den Kindern, daß sie ja stille seyn, und keinen Lärm und Getöse machen möchten; denn das alles würde sonst der Mutter empfindlich seyn, weil sie starkes Kopfweh hätte.

„Ach, wir wollen gerne stille seyn,“ sprach Elise, „wenn die Mutter nur wieder gesund wird!“ — „Ich will mein Steckenpferd und meine Trommel wegstellen, wills gleich in die Kammer thun,“ sagte Alexander; und die kleine Marie sprach: „ich will gewiß nicht lärmen.“

Die Krankheit der guten Mutter dauerte einige Wochen. In dieser Zeit lernten die Kinder einsehen, wie nöthig ihnen die Mutter sey, woran sie vorher kaum gedacht hatten. Da saßen Elise, Alexander und Marie oft den ganzen Nachmittag, ehe sie ordentlich angezogen wurden; denn der Vater hatte oft nothwendige Geschäfte außerhalb des Hauses, und die Magd war ebenfalls mit

Arbeiten beschäftigt, die sich nicht aufschieben ließen; — das Frühstück, das Mittagsbrod, und das Abendessen kamen selten zu rechter Zeit auf den Tisch; denn niemand wußte alles so gut anzuordnen und einzurichten, wie die Mutter; niemand wußte so genau, wo jede Sache aufgehoben war, und im ganzen Hause war eine Unordnung, und eine Unruhe, welche alle bemerkten; — selbst der Vater war nicht im Stande, das zu verhüten, so sehr er sich auch um alles bekümmerte; und überdem war er auch so traurig und niedergeschlagen.

Wenn die Kinder sonst etwas haben oder etwas wissen wollten, so wandten sie sich gleich an die Mutter; aber an wen sollten sie sich jetzt wenden? Der Vater hatte entweder für die Mutter zu sorgen, oder mit seinen andern Arbeiten zu thun, und die Magd nahm sich ihrer sehr wenig an.

Da wünschten nun die Kinder herzlich, daß die Mutter bald, bald wieder gesund werden möchte. Elise schlich an das Bette, und fragte leise; „was machst du, Mutter?" Alexander saß ganze Stunden auf einem Orte ganz stille, und Marie nahm ihr Stühlchen, trug es ans Bette der Mutter hin, setzte sich darauf, und legte ihr

Köpfchen auf das Bette, und fragte: „Stehst du bald wieder auf, liebe Mutter?"

Die Mutter konnte nur wenig antworten, so schwach war sie. — Sie streichelte und liebkosete die Kinder mit ihrer matten Hand, und sahe sie traurig an.

Eines Tages war die Mutter kränker, als sonst; der Vater war viel betrübter, und der Arzt hatte bedenklich den Kopf geschüttelt. Da ließ Frau Gutfeld alle ihre Kinder ans Bette kommen, und sagte mit schwacher und oft unterbrochener Stimme:

„Kinder, ich werde vielleicht sterben, und dann wird euch keiner wieder so lieb haben, wie ich; ausgenommen der Vater. Ach! seyd doch so hübsch folgsam; und lernt alles Gute, und thut niemals etwas Böses — und denkt fleißig an Gott, der nur die guten Menschen lieb haben kann. Versprecht mir das, Kinder!"

Die Mutter streckte ihre Hand aus, indem sie das sagte, — und die Kinder beugten sich über die Hand der Mutter wehmüthig nieder, benetzten die liebe Hand, die sie so oft gepflegt und gewartet hatte, mit ihren heißen Thränen, und konnten vor lauter Schluchzen kein Wort sagen.

Viel trauriger, als die übrigen Tage, ging dieser Tag den Kindern vorüber. Mehreremale kam der Arzt, befühlte den Puls, fragte, ob sich etwas geändert hätte in der Krankheit, und sagte weiter nichts, und der Vater kam fast keinen Augenblick von dem Bette der Mutter weg; auch die folgende ganze Nacht wachte er an ihrem Bette.

Dies war die glückliche Nacht, in welcher die Krankheit der Mutter nachließ. Erst hatte sie einige Stunden in dem heftigsten Schweiße gelegen, dann war sie eingeschlafen, und schlief bis an den Morgen. Die Kinder waren schon früh um ihr Bette versammelt, und warteten auf den Augenblick ihres Erwachens; — der Vater hatte ihnen weiter nichts sagen können, als daß die Mutter gut und ruhig geschlafen habe.

Die Mutter erwachte. „Wie ist dir Mutter?“ fragten Vater und Kinder zugleich. „Gottlob,“ antwortete die Mutter, „Gottlob, ich habe schön geschlafen; mir ist um vieles besser!“

Das war der erste fröhliche Tag, nach so vielen traurigen. Der Vater sahe heiter aus; die Mutter sprach mehr; der Arzt sagte, wie er kam, „nun denk ich, soll

alles gut gehen;" die Kinder sprachen schon lauter mit einander, und die Todtenstille, die in dem Hause bisher gewesen war, hörte auf.

Mit jedem Tage wurde die Mutter sichtbar stärker und vergnügter, und wie sie zum erstenmale wieder aus dem Bette ging, was hatten da alle für eine Freude! Vater und Mutter und Kinder schienen einander tausendmal lieber zu haben, als vorher. — Nun kam wieder Ordnung und Fröhlichkeit in das Haus, und die Kinder saßen von jetzt an nie mehr so stumm und traurig, als bisher.

Löhr.

48.

Die schöne Kirsche.

Bernhard bat den Vater, er möchte doch einmal mit ihm und Nachbars Thuiskon in das nächste warme Bad fahren, es wäre da so schön, Pfarrers Wilhelm hätte es ihm nicht genug rühmen können.

Eines Abends hieß es: Wenn Bernhard morgen fünf Uhr angekleidet ist: so nehm' ich ihn mit mir an einen Ort, wohin er gewiß gerne will. Bernhard lächelte und sagte: Vater, du sollst es sehn, morgen bin ich um vier Uhr wach und wecke dich auf.

Das wollen wir sehen, sagte der Vater.

Es war noch nicht vier Uhr des Morgens, so wachte Bernhard auf, kleidete sich an, wusch und kämmte sich, und ein Viertel auf fünf stand er vor des Vaters Bette, und sagte leise: Vater, steh' auf! Bernhard ist fix und fertig.

Der Vater freute sich darüber.

Um fünf Uhr stand eine Kutsche vor der Thüre. Auch kam Nachbars Thuiskon herbey gesprungen und bot allen einen guten Morgen. Bernhard hüpfte vor Freuden herum, und das Frühstück wollte ihm durchaus nicht schmecken.

Man bestieg die Kutsche und fuhr ab — ins warme Bad. Hier war es wirklich recht schön. Ueber hundert Badegäste waren dort.

Bernhards Vater bestellte für sich, seinen Sohn und Thuiskon ein Bad. Nach dem Bade bat ihn Bernhard,

er möchte ihm erlauben, mit Thuiskon in den Wald zu spatzieren.

Ihr könnt hingehen, sagte der Vater, aber nur nicht zu weit, sonst verirrt ihr euch. Und dann, daß ihr ja Acht gebt und nichts eßt, was ihr nicht kennt! Es gibt in dieser Gegend viele Giftpflanzen.

Bernhard und Thuiskon gingen fort und strichen in dem Walde herum. Sie fanden hie und da Brombeeren, die ließen sie sich wohlschmecken. Auf ihrem Rückwege kamen sie an eine große Pflanze; sie war so hoch, wie ein mittelmäßiger Strauch, hatte große und dunkelgrüne Blätter, und sah etwas traurig aus.

Ey! sieh' her, Bernhard! rief Thuiskon, das ist eine herrliche Frucht, die die Pflanze trägt. So glänzend wie eine gläserne Kugel, und so schwarz wie der schwärzeste Rabe.

Bernhard sprang herbey und bewunderte die glänzende Frucht. Sie sah gerade wie eine recht schwarze Kirsche aus.

Bernhard, sagte Thuiskon, das ist eine Art von Kirschen. Die müssen nicht übel schmecken.

Versuche sie ja nicht, sprach Bernhard, die Dinger könnten giftig seyn. Ich will einige abpflücken und sie dem Vater bringen.

Du bist auch allzu ängstlich, sagte Thuiskon. So eine Frucht kann nicht giftig seyn. Sieh' her.

Thuiskon nahm ein Paar von diesen Früchten und verschluckte sie; sie schmeckten ihm nicht so gut wie die Herzkirschen.

Man kam im Bade an. Bernhard zeigte dem Vater die schwarzen runden Dinger.

Das ist gut, sagte der Vater, daß du sie nicht gegessen hast, sie sind sehr giftig; es sind Tollkirschen. Man kann davon rasend werden und sterben.

Da erschrak Thuiskon, und fing an zu weinen. Er gestand, daß er ein Paar davon gegessen habe.

Bernhards Vater erschrak darüber, und ließ schnell Milch und Oel holen. Bis dieses ankam, wurde es dem armen Thuiskon übel, er fing an die Augen zu verdrehen und zu schreyen. Man goß ihm viel Oel und Milch in den Mund. Dies that gute Wirkung.

Thuiskon wurde nur nach vier Wochen wieder recht gesund, und wäre Bernhards Vater mit dem Oel und

der Milch nur etwas später gekommen, so wäre Thuiskon sicher gestorben.

Gtz.

49.

Lisette.

Vater, sagte die kleine Lisette bittend, dort unten geht ein Mann mit vielen schönen Vögeln, und er verkauft sie auch. Eben hat sich Nachbars Franz einen Vogel gekauft. Soll ich nicht auch einen haben? Du sollst einen haben, sagte der Vater, allein wirst du ihn auch ordentlich füttern? Die armen Geschöpfe sind ja ohnehin so unglücklich. Sie können nicht ins Freye, sie haben keinen Gespielen, und müssen Tag und Nacht in dem engen Käfig sitzen. Es ist nicht einmal recht, die armen Thiere zu fangen und einzusperren. Die Canarienvögel allein sollte man halten, weil diese bey uns im Freyen nicht leben können.

Lisette versprach dem Vater, den Vogel recht ordentlich zu warten. Alle Morgen sagte sie, wenn ich aus dem Bette komme, will ich ihn sein Futterkästchen und sein Saufnäpfchen füllen. Der Mann mit seinen Vögeln wurde herauf gerufen, und Lisette durfte sich einen aussuchen. Sie wählte einen schönen bunten Canarienvogel, mit einem kleinen Busch auf dem Kopfe. Der Vater kaufte ihr denselben mit dem Bauer, worinnen er war. Da hatte nun Lisette eine große Freude und trug den Vogel in die Stube, worinnen sie war, und verkündigte allen im Hause, daß ihr der Vater einen schönen Vogel gekauft habe. Vergiß nur nicht, ihn ordentlich zu füttern, sagte ihr jeder, dem sie es erzählte. O! antwortete sie; ich werde ihn nicht vergessen.

Lisettchen fragte, was der Vogel gern fräße? Es wurde Hanfsamen und Canariensamen gekauft, mit welchem sie das Freßkästchen anfüllte, und sie sahe alle Augenblicke nach, ob er schon ausgefressen habe? Sie steckte ihm ein großes Stück Zucker zwischen den Drath des Bauers, holte ihn Hühnerdarm und Melerich aus dem Garten, gab ihm ein Stück von dem Herzen eines Salatkopfes, und füllte wohl viermal des Tags das Näpfchen

mit frischem Wasser. Die Leute im Hause lächelten über den Eifer, mit welchem Lisette den kleinen Vogel pflegte. Wenn das nur lange dauern wird, sagten sie, so ists gut!

In den ersten Tagen war der Eifer groß, aber er ließ, leider! bald nach. Lisette fütterte und tränkte den Vogel kaum noch früh, und sah dann weiter nicht nach ihm. Bald war es nöthig, sie zu erinnern, daß sie dem kleinen Geschöpfe bey der großen Hitze doch zweymal täglich Wasser und etwas Grünes geben möchte. Zuletzt vergaß sie ihn gar des Morgens zu besorgen, und der arme Vogel mußte zuweilen hungern. Mehrmals sagte der Vater zu ihr: Lisette, dein Vogel hat nichts zu fressen. Dann lief sie beschämt hin und fütterte ihn.

Einmal hatte sie den Vogel mehrere Tage vergessen. Da fiel er ihr plötzlich ein. Hurtig lief sie zu seinem Käfig. Da lag das arme niedliche Geschöpf, beyde Flügel ausgestreckt, die kleinen Augen geschlossen, und war todt, Lisette hatte ihn lassen verhungern.

Alle Leute im Hause beklagten das arme kleine Thier, das eines so grausamen Todes hatte sterben müssen, und keiner konnte das leichtsinnige Kind freundlich ansehen,

durch dessen Schuld es gestorben war. Damit du, sagte der Vater, nur ein wenig fühlen kannst, wie viel Schmerzen das kleine Geschöpf gelitten hat, so sollst du einen ganzen Tag hungern.

Wie bitterlich weinte Lisette. Die Strafe that ihr weh, aber weher noch that ihr das arme Vögelchen. Wie sehr bereute sie ihren Leichtsinn und ihre Nachlässigkeit; aber mit allen ihren Thränen konnte sie ihn nun doch nicht wieder lebendig machen!

Löhr.

50.

Die unglücklichen Geschwister.

Karl und Ernestine waren Geschwister; aber sie konnten sich nicht mit einander vertragen. Sie konnten fast keinen Tag mit einander hinbringen, wo nicht eins das andere neckte, oder schimpfte, oder schlug, und man hörte denn immer Klagen und Weinen.

Vater und Mutter hatten sie oft deswegen ermahnt, hatten ihnen gesagt, daß sich Brüder und Schwestern liebhaben und vertragen müßten, sonst könnten sie sich unglücklich machen. Der Vater hatte auch ihnen oft gesagt, man müßte keinen Menschen etwas zu leide thun, am wenigsten aber müßte man denen etwas zu leide thun, mit welchen man in einer Familie beysammen lebt; sonst wäre man ein schlechter Mensch, und nicht werth, mit im Hause zu wohnen.

Das hatten die Eltern den Kindern manchmal gesagt, und die Kinder hatten es auch mit angehört, und versprochen, es nicht mehr zu thun; aber sie vergaßen ihr Versprechen immer wieder, sie hielten nicht ihr Wort. Das war nicht ehrlich.

Einsmals bauete sich Karl aus allerley kleinen Bauhölzern Etwas, das sollte ein Haus mit einem kleinen Garten vorstellen, und da er bald fertig war, hatte er eine große Freude darüber.

Ernestinchen, die dabey stand und zusah, freuete sich nicht mit; sondern sie tadelte immer Karln sein Bauen.

Das sahe Karl nicht gerne, und da er besorgte, seine Schwester möchte ihm sein Gebäude umstoßen, so sagte

er einigemal zu ihr: Stoß ja nicht an den Tisch, liebe Ernestine, geh weg!

Ernestinchen ging nicht weg, sondern sie stieß nun, Karln zum Possen, mit Willen an den Tisch, und das Gebäude stürzte zusammen.

Karl wurde darüber so erzürnt, daß er mit einem Stückchen Holz, das er just in der Hand hatte, zuschlug und Ernestinchen gerade aufs linke Auge traf. Das Auge wurde gleich dicke und roth, und Ernestinchen schrie entsetzlich über Schmerz.

Die Mutter hörte das Geschrey, kam herbey und erschrak sehr, als sie Ernestinchens dickes Auge sahe. Sie untersuchte gleich das Auge, und fand zum Glücke, daß der Augapfel nur wenig beschädigt war. Es wurden gleich Umschläge besorgt, damit Ernestinchens Schmerz gelindert würde, und Karl stand dabey, wie eine Säule. Er war selbst erschrocken über den gefährlichen Schlag, den er seiner Schwester gegeben hatte.

Nun fragte die Mutter: Was habt ihr denn gemacht, ihr bösen Kinder?

Ernestinchen. Karl hat mich mit einem Stückchen Holz geschlagen.

Mutter. Warum hast du das gethan, Karl?

Karl. Weil mir Ernestinchen mit Willen mein Haus umgestoßen hat.

Ernestinchen läugnete zwar, daß sie es mit Willen umgestoßen hätte; aber die Mutter kriegte es doch heraus.

Da sagte die Mutter zu Ernestinen: Du hast dir schon an deinem dicken Auge eine Strafe für deine Bosheit zugezogen, die du lange genug sehen und fühlen wirst, und das Auge kann noch blind werden. Weil du aber so wenig Liebe für deinen Bruder hast, daß du mit Willen etwas thust, das ihm Verdruß macht; so sollst du auch zur Strafe diese Woche nicht wieder mit ihm spielen.

Du, Karl, sagte die Mutter, hast auch sehr unrecht gethan, daß du deine Schwester geschlagen hast, du wirst dafür deine Strafe vom Vater bekommen.

Als der Vater nach Hause kam und den unglücklichen Vorfall hörte, ward er sehr betrübt darüber.

Er gab Karln seine verdiente Strafe, und sagte zu ihm: Habe ich euch Kinder nicht immer zu Verträglichkeit ermahnet, und habe ich euch nicht streng verboten, daß ihr nicht selbst strafen sollt, wenn Eins dem Andern Un-

recht thut. Ich bin ein Mann, und wenn ein andrer Mann mir etwas zu leide thut, so darf ich ihn doch nicht selbst strafen: sondern ich muß es der Obrigkeit sagen, die bestraft ihn alsdann, wenn er Strafe verdient hat. Ihr seyd Kinder, und wenn euch jemand beleidigt, so müßt ihr es euern Eltern oder Lehrern sagen, die sind eure Obrigkeit, und die werden dann schon sagen, wer recht oder unrecht hat, und werden den, der unrecht gethan hat, schon bestrafen, wenn er Strafe verdient hat. Wenn die Menschen sich selbst bestrafen dürften, die sich beleidigt haben; so würde manchmal Mord und Todschlag geschehen, und noch öfter solches Unglück, wie du heute angerichtet hast.

Schrader.

51.

Franz und Gottlob.

Franz und sein Bruder Gottlob baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlaubte, im Garten zu spielen.

Ihr könntet es thun, antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sahe Franz die hintere Gartenthür offen stehen, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber der Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben," antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wohl nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthüre auf die Straße laufen; aber hier hinaus, zwischen die Büsche zu gehen, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlob; sieh, wie schön es hier ist! und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreyen.

Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört; der dem Geschrey nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand: so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute gerathen haben!

Ich wußte wohl, daß ihr euch außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen sagt' ich euch, ihr solltet drinnen bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen; weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet.

Emilie Rudolphi.

52.

Niklas.

Niklas hatte Eltern, die ihm sehr gute Lehren gaben, sie waren aber beyde in so viele Geschäfte verwickelt, daß sie nicht immer nachsehen konnten, wie sie von ihm befolgt würden. Nun war Niklas so einfältig, daß er glaubte, er müsse die Lehren seiner Eltern nicht um sein

selbst Willen, sondern aus Gefälligkeit gegen sie, befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er nur in ihrer Gegenwart folgsam wäre. Deswegen that er immer das Gegentheil von dem, was ihm die Eltern gesagt hatten, sobald er merkte, daß sie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihm zum Exempel gesagt, er müsse sich und seine Kleidung reinlich halten. Er that aber keines von beyden.

In der Morgenstunde schlich er träumend umher, und scheuete die kleine Mühe sich zu waschen und seinen Mund zu reinigen. Ein weißes Hemde zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde, und seine Kleidung vergaß er immmer an dem Orte aufzuhängen, den ihm seine Mutter hierzu bestimmt hatte.

Dies hatte für ihn sehr unangenehme Folgen. Sein Mund und seine Zähne bekamen einen sehr unangenehmen Geruch, der jedem ekelhaft war, dem er nahe kam. In seinen Haaren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abscheuliches Ansehen gab. Der scharfe Schweiß, den er äußerst selten von der Haut wusch, fras dieselbe an, und machte, daß er beständig mit Ausschlag behaftet war. Der ganze

Mensch wurde am Ende stinkend, bekam eine ungesunde gelbe Farbe, so daß jedermann seinen Umgang flohe.

Salzmann.

53.

Das Rothkehlchen.

Rathe einmal, was ich in meinem Schnupftuche habe? sagte Gottlieb zu seinem Vater, und sah freundlich dazu aus. Aeffchen, antwortete der Vater, wie soll ich das gleich wissen können? Indessen rieth er doch, um seinem Sohne die Freude nicht zu verderben, aber er trafs doch nicht. Da machte Gottlieb sein Schnupftuch ein wenig auf, und ließ den Vater hineinsehen. Ey, sagte der Vater, das ist ja gar ein Rothkehlchen? wo hast du denn das her? Gottlieb erzählte, er sey im Garten gewesen, da hätten Sprenkel gestanden. In einem dieser Sprenkel wäre das

Vögelchen mit einem Beine gefangen gewesen, und habe gar sehr geflattert. Doch habe ers los gemacht.

Welche Angst muß das kleine niedliche Thier wohl ausgestanden haben, sprach der Vater, wie es sich hat gefangen gesehen, und welchen Schmerz muß es gelitten haben, wie der kleine schwache Fuß ist in den Sprenkel eingeklemmt gewesen? Was willst du denn mit dem Vögelchen machen? O nichts, sagte Gottlieb; es soll in der Stube umher fliegen, da soll es sich Fliegen fangen, und ich will ihm ein Näpfchen mit Wasser hinsetzen, daß es saufen kann.

Der Vater schien damit nicht recht zufrieden. Höre, lieber Gottlieb, fing er an, die Fliegen könnten wir so wohl los werden; man kann mit einer Klappe in einem Tage viel todt schlagen; oder wir machen einmal mit Büschen und Tüchern Jagd darauf, und treiben sie alle zu den Fenstern hinaus. Das ist noch besser. Aber das arme Rothkehlchen wird hier in der Stube niemals so vergnügt seyn, als draußen in der freyen Luft. Da hat es einen weiten Raum, in welchem es herumflattert, da hat es Gesellschaft, mit der es überall umherschwärmt, große Bäume, auf welchen es herumhüpft, und so vieler-

ley Dinge, die es fressen kann. Sieh! das kannst du ja alles dem kleinen Thiere nicht schaffen. Du weißt sogar nicht einmal alles, was es gern frißt. Es wird auch anfangs gegen die Fenster fliegen, um wieder heraus zu kommen, und wird schüchtern und scheu seyn, und sich ängstigen und grämen. Und wenn es nun endlich zahm geworden ist, so kommt vielleicht eine Katze herein und würgt es, oder es bleibt einmal, wenn es erst mehr Kälte giebt, ein Fenster auf, und das Thierchen fliegt heraus und muß alsdann draußen erfrieren, weil es allzulange in der warmen Stube gelebt hat, und die Kälte nicht mehr gewohnt ist. Und denke einmal, lieber Gottlieb! wenn dich jemand in ein großes Haus einsperren wollte, und wollte dir noch so viel schönes zu essen und zu trinken geben, wie dir zu Muthe seyn würde?

Gottlieb stand einige Augenblicke nachsinnend da. Vater, sagte er dann, ich trage das Rothkehlchen wieder in den Garten, es soll seine Freyheit wieder haben. Ich will nur noch einmal seine schönen Augen besehen, und dann will ichs loslassen.

Der Vater lobte den Entschluß seines Sohnes. Das ist brav, sagte er, man muß den armen Thieren gern ihre

Freyheit lassen, denn die ist ihnen das liebste. Gottlieb trug den Vogel hinaus, und sagte, daß er fröhlich gezwitschert habe, und schnell durch die Luft geflogen sey. Er freute sich nun selbst darüber, daß er dem Thierchen seine Freyheit wieder gegeben hatte.

Löhr.

54.

Der Dieb.

Konrad hatte einmal die Thorheit begangen, und seines Vaters Federmesser heimlich weggenommen. Einer seiner Schulfreunde hatte es ihm abgekauft für einen Groschen. Diesen hatte er an Kirschen gewendet, und sie sich wohlschmecken lassen.

Sie bekamen ihm aber so übel, daß er einige Jahre lang Schmerzen davon empfinden mußte. Denn da seines kleinen Freundes Eltern bey ihrem Sohne das Federmesser erblickten, und erfuhren, daß er es von Kon-

raden gekauft habe, schickten sie es sogleich zu seinem Vater, und ließen sich erkundigen, ob er drum wisse, daß sein Sohn dies Federmesser verkauft habe?

Da wurde nun der thörichte Konrad nicht nur stark gezüchtigt, sondern alle, die mit ihm im Hause wohnten, waren nun auf ihn mißtrauisch. So oft etwas im Hause fehlte, so hieß es allemal: das hat gewiß Konrad weggenommen. Man visitirte seine Taschen, Koffer und Schrank, ließ sich in der Schule erkundigen, ob er das fehlende Stück nicht etwa habe blicken lassen.

Dies kränkte ihn gar sehr. Er weinte oft bittere Thränen, und erst nach einigen Jahren, da er hinlänglich bewiesen hatte, daß er sich gebessert habe, konnte er seiner Freunde Zutrauen wieder erlangen.

Salzmann.

55.

Der freundliche Christian.

Der kleine freundliche Christian ging mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beyde hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben.

„Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von seinem Butterbrod ab; es hat seit gestern Mittag nichts gegessen.“

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Christian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein Butterbrod; und der Knabe freute sich, und die Mutter wünscht' ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Christian brachte einen großen Strauß von Blumen; Peter hingegen nur weniges zu Hause.

E. Rudolph.

56.

Adolph.

Bertrand, ein armer Handwerksmann, hatte sechs kleine noch unerzogene Kinder, und es wurde ihm sehr schwer, die armen Kleinen zu ernähren und zu kleiden. Der gute Mann saß oft bis spät in der Nacht und arbeitete und plagte sich, und doch wollte es immer nicht zureichen. Bald fehlte es hier und bald da. O! wie that es ihm so weh, wenn er den armen Kindern kaum konnte satt zu essen geben, und sie fast halb nackend mußte gehen lassen.

Er behalf sich so dürftig, er that alles, was ein guter Vater thun kann, die Kinder zu ernähren, aber es wollte selten zureichen. Da kam nun noch eine große Theurung, in welcher der arme Mann in die höchste Noth gerieth, weil das Brod und alle Lebensmittel fast täglich theurer wurden. Ach Gott! dachte Bertrand: wie soll das am Ende werden?

Bertrand rief seine Kinder zusammen. Ihr armen Kleinen! sagte er, und die Augen hingen ihm dabey voll Thränen, nun kann ich euch kaum mehr erhalten. Was ich mit der Arbeit eines ganzen Tags verdiene, reicht kaum zu, ein so kleines Brod zu kaufen, als dies hier. Behelft euch, lieben Kinder, ich will es in sieben Theile theilen. Ach Gott! ihr könnt freylich nicht satt davon werden, aber es wird doch so viel seyn, daß ihr nicht vor Hunger sterben müßt.

Laut weinten die armen Kleinen, wie sie den bekümmerten Vater mit Thränen im Auge und mit dem kleinen Brod so vor sich stehen sahen. Jedes hatte so viel Hunger, daß es wohl geglaubt hätte, das Brod allein aufessen zu können. Lieber Gott, dachten sie, laß uns un-

glückliche Kinder doch nicht Hungers sterben, und schicke doch dem guten Vater Hülfe.

Der Vater schnitt sein kleines Brod in sieben Stücke, und das seinige war nicht größer, als der Kinder ihr Stück. Begierig nahmen es die Kinder und aßen, nur der älteste Knabe, Adolph, sagte: ich mag nicht essen, lieber Vater! mir ist nicht wohl; behalt nur mein Stück selbst, oder gieb es den andern. Armer Junge, sagte der Vater, was fehlt dir denn? Komm, ich will dich ins Bette tragen, ich will zum Arzt gehen, der wird dir schon helfen.

In der Nachbarschaft wohnte ein guter mitleidiger Arzt, welcher armen Leuten gern half, wenn sie ihn auch nicht bezahlen konnten. Zu diesem ging Bertrand, und bat ihn, daß er seinem kranken Kinde doch helfen möchte. Ich komme, sagte der liebreiche Mann, und kam auch wirklich bald darauf.

Der Arzt fragte den Knaben nach allen Umständen, fühlte ihm an den Puls, und konnte nichts weiter herausbringen, als daß das Kind sehr matt sey. Ich will dir ein Tränkchen machen lassen, mein lieber Sohn, sagte er, davon nimm hübsch ein, dann wirst du bald wieder

gesund werden. Adolph bat den Arzt, das ja nicht zu thun; ich werde es doch nicht einnehmen, setzte er hinzu. Der Arzt wunderte sich darüber und fragte ihn, warum er es denn nicht einnehmen wollte? Adolph behauptete, das könne er ihm unmöglich sagen. Höre Kind! sprach der Arzt, du bist wohl ein hartnäckiger stöckischer Knabe, wenn du nicht einnehmen willst, so muß ich es deinem Vater sagen!

Adolph bat den Arzt gar sehr, daß ers doch ja den Vater nicht sagen möchte. Lieber Herr, sagte er, es ist nicht Hartnäckigkeit, gewiß Sie können es glauben. Der Arzt schüttelte mißtrauisch den Kopf. Wunderliches Kind, sagte er, was soll ich denn machen? Ich muß es ja dem Vater sagen, wenn du mir nichts gestehen willst, damit ich weiß, woran ich bin, und damit ich dir helfen kann.

Adolph bat ihn nochmals, ja dem Vater nichts zu sagen, lieber wollte er ihm alles gestehen. Mit einem tiefen Seufzer sagte er nun: lieber Herr Doktor, es ist so theure Zeit, und mein armer Vater kann mit aller seiner Mühe uns Kinder nicht ernähren. Das bischen Brod, was er verdient, reicht kaum für einen zu. Jedes kann nur ein kleines, kleines Stückchen bekommen,

und der Vater selbst ißt fast gar nichts! O! es thut mir weh, wenn ich den armen Vater weinen sehe. Da hab ich gethan, als ob ich krank wäre, und nichts essen möchte, damit die andern sich in mein Stückchen theilen können.

Aber hungerst du denn nicht, lieber Knabe? fragte der Arzt. Ach! ich hungere freylich sehr, antwortete dieser, aber das thut mir doch so weh nicht, als wenn ich sehe, wie gern meine kleinen Brüder und Schwestern noch essen möchten, und der Vater ihnen so gerne noch etwas gäbe, und nichts mehr da ist.

Und wie ihm der Arzt andeutete, daß er da bald sterben müßte, wenn er nicht äße, so antwortete er ihm: Ich weiß das wohl, aber ich will gerne sterben! Da hat der arme Vater eine Last weniger, und wird die andern desto leichter erhalten können. Da komme ich auch zu dem lieben Gott, und will ihn bitten, daß er meine Brüder und Schwestern nicht verhungern lasse. Dem guten Arzt traten die Thränen in die Augen bey dieser Erzählung des Kindes. Er nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an sein Herz: Guter Junge, sagte er zu ihm, du sollst nicht sterben, Gott wird schon für dich sorgen! Er ging

hurtig weg, nachdem er versichert hatte, daß er gleich wieder kommen würde.

Der Arzt war ein reicher Mann, und hatte sich vorgesetzt, der armen Kinder sich anzunehmen. Er ging zu Hause, rief einen Bedienten, und ließ ihn Brod und Fleisch und andere Lebensmittel in hinreichender Menge nehmen, und zu diesen hungrigen Kindern bringen. Sie mußten sich alle um den Tisch setzen, und der wohlthätige Mann sah mit großer Freude zu, wie es ihnen so gut schmeckte. Ihr armen Kinder! sagte er, ihr sollt nicht wieder hungern!

Der Arzt hatte viele reiche und vornehme Leute zu seinen Bekannten, diesen erzählte er die Geschichte des braven Adolphs. Alle, die es hörten, waren bereit, sich der Kinder anzunehmen, und gaben ihm Geld und Kleider und Lebensmittel für dieselben, ohne daß er es forderte. Das war für den armen braven Bertrand eine große Hülfe, und er bekam so viel, daß er seine Kinder ohne große Sorgen ernähren und erziehen konnte. So gut war es dem redlichen Manne lange nicht geworden, und er dankte Gott nun von Herzen, daß er ein so gutes

Kind hatte, durch welches ihm und seinen Kleinen war geholfen worden.

Löhr.

57.

Der Pudel.

Karl und Fritze hatten einen schwarzen krausen Pudel, der ihnen tausend Spas machte; denn er konnte mancherley Künste. Er tanzte auf zwey Füßen, trug einen Stock, oder einen Hut, oder ein Körbchen im Maule, holte Sachen wieder aus dem Wasser, welche man hinein geworfen hatte, machte Thüren auf, und konnte sich stellen, als ob er mausetodt wäre.

Alle Künste, die der ehrliche Pudel konnte, machte er willig; aber nur wenn Karl es haben wollte, wenn Fritze es verlangte, so war er sehr verdrossen.

„Komm, Caro, komm," rief Karl, und fröhlich sprang Caro auf und an Karln hinan, oder um ihn herum,

und paßte genau auf, wo der Stein oder der Stock hinfliegen würde, den er wieder holen sollte.

Wenn Karl ausgehen wollte, so war er sehr aufmerksam, ob er in den Hof, oder in den Garten, oder vor das Thor ging, und begleitete ihn allenthalben. Wenn Fritze spatzieren ging, so rührte sich Caro nicht.

„Such! verloren! Caro;" rief Fritze, aber Caro lag ruhig unter seinem Tische, und stellte sich, als ob er es nicht hörte. Oder: komm Caro, komm, wollen spazzieren gehen," und Caro that nicht, als ob er mitgehen wollte.

Fritze ärgerte sich, daß ihm der Hund so wenig gehorchen wollte, und sich fast gar nicht um ihn bekümmerte, da Karl hingegen ihn fast gar nicht los werden konnte. Aus Aerger darüber stieß und prügelte Fritze den Hund, oder warf mit Steinen nach ihm. „Wenn ich nur wissen sollte," fragte er oft verdrießlich, „warum mir Caro nicht folgen will?" — Ich will dir es schon einmal sagen, dachte Karl, und schwieg stille.

Ein Paar Tage darauf war ein schöner warmer Tag, und mitten in der Stube war eine Stelle, auf welche die Sonne schien. Caro hatte sich diese Stelle sorgfältig aus-

gewählt, und sich so lang, wie er war, hingestreckt. Die beiden Knaben gingen in der Stube umher. So oft Karl in die Gegend kam, wo Caro lag, bog er sorgfältig aus, damit er den Hund nicht stöhre. So oft aber Fritze dahin kam, stieß er den Hund mit dem Fuße, damit er aufstehen und ihm aus dem Wege gehen mußte.

„Sieh, lieber Fritz!“ sprach Karl, „so machst du „es oft mit dem armen Caro, und dann wunderst du dich „noch, daß er dir nicht folgen will! wie kann dir ein „Thier denn gut seyn, wenn du es immer plagst?“

Löhr.

58.

Der Hund und die Diebe.

Ein reicher Kaufmann hatte einen schönen großen Hund, der Caro hieß, und mit aller Treue an seinem Herrn hing. Der Kaufmann pflegte im Sommer einen Monat

lang sich auf einem Landhause aufzuhalten, das ihm gehörte und in einer reitzenden Gegend lag. Nicht weit davon lag ein dicker Wald, in welchem sich zuweilen liederliches Gesindel aufhielt.

Einige Diebe, die bey dem Kaufmanne viel Geld vermutheten, verabredeten sich, ihn in seinem Landhause zu überfallen und auszuplündern. Niemand war ihnen so sehr im Wege, als der wachsame Hund Caro. Doch sie hofften, auch den zum Schweigen zu bringen.

In einer finstern Nacht zogen sie nach dem Landhause des Kaufmanns, der unglücklicher Weise niemanden bey sich hatte, als ein altes Mütterchen, das ihn bediente, und jetzt schon fest eingeschlafen war. Auch der Kaufmann war bereits zu Bette gegangen, und lag im tiefen Schlafe. Da erschienen die Diebe. Caro roch sie schon von weitem, und fing an zu bellen. Einer von ihnen näherte sich dem Hause, gab dem Hunde gute Worte, warf ihm ein Stück Fleisch vor, und machte ihn auf diese Weise so kirre, daß Caro mit dem Schwanze wedelte, und sich freundlich knurrend an den Dieb drängte. Dieser lockte ihn in einen Stall, der am Hause lag, blieb bey ihm, liebkosete ihn, und so konnten die andern unterdeß

in

in das Haus einbrechen, und den Kaufmann bestehlen. Dieser hörte in seiner Schlafkammer das Geräusch, das sie machten, sprang aus seinem Bette, und da er ohne Gewehr war, hielt er es für das rathsamste, zu entfliehen.

Er lief nach einem nahen Dorfe, und rief dort mehrere Einwohner zu Hülfe. Zehn starke Männer, bewaffnet mit Heugabeln, Aexten und derben Knitteln, zogen mit ihm sogleich nach dem Landhause, um die Diebe zu erhaschen. Aber diese waren längst wieder fort, und hatten alles, was sie fanden, mitgenommen. Den Hund hatten sie in den Stall eingesperrt.

Caro, als er seinen Herrn roch, fing an zu winseln, gegen die Thüre zu springen und daran zu kratzen. Man machte sie auf, und das treue Thier sprang freudig heraus zu seinem Herrn.

Man zog weiter, um die Räuber aufzusuchen. Caro lief mit, beroch immer die Erde, und fing bald darauf auf einmal zu winseln an; auch machte er einen Seitensprung, und lief seitwärts in Einem fort. Sein Herr rief ihn zurück. Aber Caro hörte nicht darauf. Der Kaufmann wurde jetzt aufmerksam. „Wie? sagte er,

wenn der Hund vielleicht die Spur der Diebe entdeckt hätte. Auf! laßt uns ihm nach." Alle zogen nun dem Hunde nach.

Nach einer Viertelstunde bleibt Caro still stehen, legt sich auf den Bauch, verhält sich ganz ruhig, und will durchaus nicht weiter. Der Kaufmann und seine Gefährten bleiben auch stehen und horchen. Auf einmal hören sie in der Nähe sprechen. Sie nähern sich leise und zertheilen sich. Es währt nicht lange, so erreichen sie einen Platz, wo fünf Männer in tiefem Grase liegen, und sich in gestohlene Sachen theilen. Es waren wirklich die Diebe, die man verfolgte. Sie wurden sogleich umringt und gefangen genommen. Einer von ihnen wehrte sich mit der gräßlichsten Wuth, und schlug mit einem Beile nach dem Kaufmanne. Sicher hätte er ihn getroffen und todt geschlagen, wenn nicht Caro gerade auf den Räuber gesprungen, ihn beym rechten Ohre erwischt, und zu Boden gezogen hätte. Die Diebe bekamen die verdiente Strafe. Wäre Caro nicht gewesen, so würde man sie schwerlich erwischt haben.

Gz.

59.

Der geschenkte Kuchen.

Auf dem großen Stein vor der Hausthüre saßen Eduard und seine Schwester Louise, und wollten das Stück Kuchen verzehren, welches ihnen die Mutter geschenkt hatte. Da kam des Nachbars Heinrich gelaufen — ein kleiner Knabe, der noch nicht recht sprechen konnte, und stellte sich vor die Kinder hin.

„Mir Kuchen geben," stammelte der kleine Knabe, „Kuchen gut schmeckt. Heinrich Kuchen gern ißt."

„Geh fort," antwortete Eduard ihm unwillig, „mein Kuchen schmeckt mir selbst gut!"

„Komm her, kleiner Kerl," sagte Louise freundlich, „ich will dir Kuchen geben; du wirst freilich wohl selten Kuchen zu schmecken bekommen!"

Louise brach ihren Kuchen halb von einander, und theilte mit dem kleinen Heinrich. Da wurde das Kind sehr vergnügt, seine Augen glänzten vor Freude, und er klopfte in seine Hände. „Dich recht lieb haben will," sagte er, „aber dem da nicht gut bin!" Er wies dabey mit seinem Finger auf Eduarden.

Eduard schämte sich. Er fühlte wohl, daß Louise viel besser gehandelt hatte, als er.

Heinrich war bald mit seinem Kuchen fertig, Louise auch; — Eduard hatte seinen erst halb gegessen.

„Willst du noch Kuchen, lieber Heinrich?" fragte jetzt Eduard ganz leise. — „Von dir keinen will," antwortete dieser, „du mir doch nicht gerne gibst!"

„O gewiß, Heinrich, jetzt gebe ich ihn gerne," sprach Eduard, und hielt dem Knaben den Kuchen hin.

Der Kleine aber schüttelte mit dem Kopfe, zog die Hände zurück, und hielt sie hinter dem Rücken. Da bat ihn Louise, daß er doch den Kuchen nur nehmen möchte; Eduard bat ihn auch noch einmal. Jetzt nahm er den Kuchen.

„Wenn du gerne gibst," sagte er zu Eduarden, „dir auch gut seyn will."

Heinrich wollte nun mit seinem Kuchen fort.

Willst du denn den Kuchen nicht hier essen? fragte Louise. „Nein, ich satt bin; Schwester auch Kuchen gern ißt," antwortete Heinrich, und sprang munter davon.

Löhr.

60.

Der kleine Kilian.

Der kleine Kilian besuchte sehr fleißig die Schule, wo einige Lehrer waren, die den Kindern sehr viel Gutes sagten. Sie zeigten ihnen, was sie thun mußten, um ihre Gesundheit zu erhalten und ein zufriedenes Leben zu führen; sie lehrten sie die lateinische Sprache, erzählten ihnen von fremden Ländern, den Begebenheiten voriger Zeiten, lehrten sie vielerley Thiere, Pflanzen, Stein- und Erdarten kennen. Das machte nun den mehrsten

Kindern viel Vergnügen; sie wurden immer verständiger und besser, und gingen immer lieber in die Schule. Kilian hatte aber seine Gedanken immer auf andre Sachen, als auf den Vortrag der Lehrer, gerichtet. Er brachte allerley Spielwerk mit in die Schule, und beschäftigte sich damit, während daß seine Mitschüler aufmerksam waren. Dadurch that sich nun das thörichte Kind großen Schaden. Andere kamen immer in höhere Classen, und er mußte zurück bleiben. Wenn andere gelobt wurden, so wurde er getadelt. Oft bekam er Strafe. Dadurch wurde ihm die Schule immer verhaßter, und als er sie verließ, war er so unwissend, daß ihn jedermann verachtete.

Salzmann.

61.

Die Bienendiebe.

Ein Edelmann, der auf dem Lande wohnte, war ein großer Freund von Bienen. In seinem großen Garten

stand ein schönes Bienenhaus, in welchem sich beynahe hundert Bienenstöcke befanden.

Eines Winters ließen ein Paar Diebe es sich gelüsten, in dieses Haus einzubrechen, und vier der besten Stöcke fortzutragen. Wart! sagte der Edelmann, das sollt ihr Spitzbuben in Zukunft wohl bleiben lassen. Er stellte nun in das Bienenhaus mehrere mit Bley geladene Flinten hin, und band bey jeder an das Häkchen, an welches man drückt, wenn man die Flinte losbrennen will, eine Schnur; diese Schnur zog er dann die Kreuz und Quer im Bienenhause herum; brach nun jemand ein, und berührte diese Schnur, so gingen die Flinten los und streckten den Dieb wahrscheinlich zu Boden.

An die Gartenthüre ließ der Edelmann ein Bretchen anschlagen, auf welchem folgendes mit großen Buchstaben angeschrieben war: In dem Bienenhause sind Flinten aufgestellt; wem sein Leben lieb ist, der gehe nicht hinein.

Die Diebe, als sie dieses lasen, spotteten und sagten: Da will er uns etwas weiß machen; wir sind keine Narren, daß wir dieses glauben!

Nach zwey Monaten beschlossen sie, einen neuen Einbruch zu wagen. Die Thüre des Bienenhauses wurde

eingehauen. Der erste Dieb tritt keck hinein. Paff! paff! paff! erscholls jetzt, die Flinten waren losgegangen, das Bley traf den Dieb an verschiedenen Stellen, so, daß er todt zu Boden sank. Seine Spießgesellen nahmen eiligst die Flucht.

Am andern Morgen fand der Edelmann den todten Dieb. Es war ein junger Einwohner eines nahen Dorfes, der sehr liederlich lebte, und ein großer Brandweintrinker war. Auch die andern Diebe wurden bald entdeckt und bestraft.

Gtz.

62.

Das zahme Täubchen.

Ernestine stand eines Tages am Fenster, und hatte noch ein Stückchen Brot in der Hand, welches sie sich von der Mittagsmahlzeit mitgenommen hatte. Da sahe sie unten auf der Straße ein Täubchen, mit schwarzem Kopf und schwarzen Flügeln. Das Täubchen gefiel dem kleinen

Mädchen, und es sahe aufmerksam zu, wie sich dasselbe sein Futter auf der Straße suchte. Ey, dachte Erneſtinchen, das Thierchen hat gewiß Junge; du willſt ihm dein Brot geben.

Erneſtinchen machte das Fenſter auf, und warf ein kleines Bröckchen Brot nach dem andern herunter. Schüchtern kam das Täubchen etwas näher herbey, und hätte so gerne das Brot gehabt, und getrauete ſich doch nicht, es aufzunehmen. Endlich nahm es furchtſam ein Stückchen, dann noch eins, und bald darauf wieder eins, und bald hatte es alles Brot aufgefreſſen.

„Ob denn das Täubchen wieder da seyn wird?“ dachte Erneſtine am folgenden Tage beym Mittageſſen, und nahm ſich wieder etwas Brot vom Tiſche mit. Das Täubchen war richtig wieder da, und wurde wieder gefüttert. Es ſtellte ſich von nun an, allemal um dieſelbe Zeit wieder ein, und ſahe mit Verlangen zum Fenſter hinauf, bis Erneſtinchen ihm Brot brachte.

Nach einigen Tagen hatte das Täuchen ſchon lange gewartet, aber Erneſtine ſaß mit ihren Eltern noch am Tiſche. Das währte dem Thierchen zu lange, es flog auf das Geſims des Fenſters, und ſahe durch das offene

Fenster zur Stube hinein. „Sieh da, dein Täubchen am Fenster,“ sagte die Mutter zu Ernestinen, „ich glaube gar, das ließe sich in die Stube gewöhnen.“

Von dieser Zeit an dachte das kleine Mädchen ernstlich darauf, das Täubchen so zahm zu machen, daß es in die Stube käme, und dreist umherginge. Von jetzt an legte Ernestine das Brot und Gerste und Weitzen auf das Gesims des Fensters, und in wenigen Tagen dachte das Täubchen nicht mehr daran, unten auf der Straße zu warten, sondern flog gerade aufs Fenster zu, um dort sein Futter zu holen.

Nun rückte Ernestinchen einen Tisch nahe ans Fenster, und legte auf diesen das Futter für ihren kleinen Liebling, der es auch hier ohne Schüchternheit wegnahm. Nach einiger Zeit wurde das Futter auf einen Stuhl, und dann auf den Fußboden der Stube gelegt.

Zuletzt war das Täubchen so zahm geworden, daß es sich nicht leicht vor jemanden in der Stube scheuete, aber vor Ernestinchen gar nicht. Es flog, wenn das Fenster aufstand, in die Stube hinein und hinaus, es setzte sich auf den Tisch, suchte auf den Fußboden, ja es flog sogar seiner kleinen Wohlthäterin beim Mittagsessen auf die Schul-

ter, pickte ihr das Brot aus der Hand, und ließ sich von derselben greifen und streicheln.

Wie viel Freude hatte Ernestine von dem zahmen Geschöpfe, das so zutraulich und dreist war!

„Warum," sagte Ernestine eines Tages, „warum sind doch nicht alle Tauben so zahm?" — „Kind," antwortete der Vater, „die meisten würden so zahm werden, wenn du dir eben so viel Mühe darum geben, und sie eben so ordentlich füttern würdest. Die Thiere, wie die Menschen, haben Zutrauen zu uns, wenn wir ihnen Gutes erzeigen."

Löhr.

63.

Das zahme Mäuschen.

Herr Wilhelm pflegte sich des Sommers gewöhnlich auf dem Lande aufzuhalten, wo er ein großes Haus besaß.

Eines Sommers fand er auf dem geräumigen Saal, den er bewohnte, ein Mäuschen, welches ziemlich dreist überall umherlief.

Wenn du allein bist, dachte Herr Wilhelm, so kann ich es ja wohl leiden, daß du hier dich lustig machst und deine Nahrung suchst, es ist ja Platz genug für mich und dich; sind aber mehrere von deiner Art da, so muß die Falle herbey.

Herr Wilhelm merkte bald, daß die Maus keine Gesellschaft hatte, und so stellte er denn dem kleinen Thiere nicht nach; er freute sich sogar über die Lebhaftigkeit und Munterkeit, mit welcher das kleine Geschöpf alle Winkel durchsuchte.

Weil er das Thier nicht verfolgte, so wurde es täglich dreister. Es kehrte sich nach einiger Zeit gar nicht daran, daß Herr Wilhelm im Saale war, oder etwa darin auf und ab ging: es kam ihm sogar, wenn er an seinem Tische schrieb, dicht an seine Füße, ohne durch die Bewegungen, die er beym Schreiben machte, schüchtern zu werden.

Neben dem Schreibtische, an welchem Herr Wilhelm arbeitete, stand ein Gestelle mit einigen Büchern und eine

offene Zuckerdose. Das Mäuschen hatte die Zuckerdose bald ausgespürt, und kam nun jeden Abend, um von dem Zucker zu naschen. Sonderbar war es, daß es niemals am Tage über die Dose ging, wiewohl sie doch beständig offen stand.

Nach einiger Zeit schloß Herr Wilhelm die Dose, und legte der Maus ein einzelnes Stückchen hin, das sie auch richtig jeden Tag verzehrte. Sie lief dabey hin und her, und guckte zuweilen hinter dem Gestelle vor, auf Herrn Wilhelms Tisch.

Jetzt legte Herr Wilhelm nur ein ganz kleines Stückchen Zucker auf den gewöhnlichen Ort, und ein größeres auf die Ecke des Tisches, an welchem er schrieb. Sobald es Abend war, kam das Mäuschen; es fraß das kleine Stückchen Zucker; es fand auch das größere Stück, es sprang muthig auf den Tisch, und sahe eine Zeit lang Herrn Wilhelm mit seinen hellen Augen an, machte sich dann über den Zucker her, benagte ihn mit den scharfen Zähnen, und verzehrte ihn.

Seit dieser Zeit wurde das Stück Zucker alle Abend auf den Tisch gelegt, und sobald Herr Wilhelm mit seinem Lichte am Tische saß und schrieb, so stellte sich pünktlich

das Mäuschen ein, knabberte an dem Zucker, lief auf der Ecke des Tisches umher, sah Herrn Wilhelm furchtlos an, sprang auf das Gestelle, dann wieder auf den Tisch, um den Zucker weiter zu verzehren, lief auch wohl in dem Saale umher, kam bald wieder, und ließ sich nicht im mindesten stören. Doch blieb es, so oft es auf dem Tische war, immer in einer gewissen Entfernung von dem Papier, auf welches Herr Wilhelm schrieb.

Herr Wilhelm hatte sein Vergnügen an dem kleinen kecken Geschöpfe, und hoffte es noch so zahm und zutraulich zu machen, daß es aus seiner Hand fressen sollte. Aber diese Freude hatte er nicht. Der große graue Hauskater, der überall umherschlich, fand eines Tages die Thüre des Saals auf, schlich sich hinein, fing das Mäuschen, welches nicht schnell genug zu seinem Loche kommen konnte, und fraß es.

Herr Wilhelm hätte eine Hand voll Geld darum gegeben, hätte er das kleine Thier wieder haben können. Es war ihm immer, als fehlte ihm etwas, wenn er am Abend an seinem Tische saß und schrieb. — Noch lange hernach erzählte er zuweilen seinen Freunden von dem zahmen und zutraulichen Mäuschen. Löhr.

64.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh' nur, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O, Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrot, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — Ach Mutter, hilf! o weh!
Sie würgt mich — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Millamor.

65.

Der Waghals.

Der Knabe, Alexander Waghals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobey etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußt' er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabey war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, wollt' er allemal springen.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Eltern und Aufsehern oft bestraft: aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen.

Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arm sich anhaltend, zwischen zwey Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskaltem Wasser, eine Zeitlang hängen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt; und durch außerordentliche Erkältung hatte er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebt' er bis in sein zwanzigstes Jahr und starb.

Campe.

66.

Das Häschen.

„Vater! das Häschen muß ich haben! Hole mir das Häschen, Vater!“ — So rief die kleine vierjährige Julie, welche mit ihrem Vater spatzieren fuhr. Das Häschen hatte im Korne gefressen, und war bey der Annäherung des Wagens aufgesprungen, und durch das Feld gelaufen. Da wollte nun Julie das Häschen haben!

„Das Häschen kann ich dir nicht holen, liebe Julie!“ antwortete der Vater, „es läuft viel schneller, als ich.“

Julie fing an zu weinen. „Gib mirs doch, hole mirs doch, Vater!“ rief sie schluchzend, als das Thier schon längst fort war.

Was sollte der Vater mit der kleine Närrin machen? — Er ließ den Kutscher halten, und stieg mit Julien zum Wagen hinaus. „Da hole dir das Häschen selbst,“ sagte er, „wenn du es durchaus haben willst.“

Julie sahe sich überall um, aber nirgends entdeckte sie das Häschen. „Wo ist es denn geblieben?" rief sie betrübt, „ich sehe es ja nirgends!"

„Das will ich glauben," antwortete der Vater, „ich sehe es auch nicht; es ist längst davon gelaufen!"

„O das ist dumm," sagte Julie weinerlich, „ich hätte ihm nichts thun wollen, ich hätte es so gern gehabt!"

Julie wurde von ihrem Vater wieder in den Wagen gehoben, und war eine ganze Weile mißvergnügt und still. Sie sahe die schönen hohen Bäume nicht, neben welchen sie hinfuhren, sie bemerkte die Vögelchen nicht, die in den Zweigen der Bäume umherhüpften und zwitscherten, und die blauen und rothen Blumen im Felde nicht, die sie doch so lieb hatte, und über welche sie sich gewiß gefreut hätte, wenn sie nicht mißvergnügt gewesen wäre.

Julie wurde wieder heiterer. Nun fing sie wieder an, mit dem Vater zu sprechen. „Das Häschen," sagte sie, „hätte ich so gern gehabt! Ich hätt es recht füttern wollen, und hätte alle Tage mit ihm gespielt."

„Mein liebes Kind," antwortete der Vater, man kann nicht alles haben, und nicht alles thun, was man

gerne haben und thun möchte. Wenn du erst größer und verständiger bist, so wirst du das wohl einsehen. — Es geht mir auch nicht anders.

Wie Julie erwachsen war, da erfuhr sie öfters, wie wahr der Vater geredet hatte.

Einmal hätte sie gern einen großen Garten mit einem schönen Hause gehabt; aber sie hatte nicht Geld genug, ihn zu bezahlen. Ein anderer Garten, der ihr auch so gefiel, und welchen sie wohl hätte bezahlen können, stand nicht zu verkaufen. Sie wollte den Besitzer überreden, ihr den Garten abzutreten; sie bot ihm mehr Geld, als derselbe werth war, aber der Mann wollte ihn um keinen Preis hergeben.

Ein andermal wollte sie einen Verwandten sprechen, der durch einen nicht weit entlegenen Ort durchreiste, und sich einige Tage daselbst aufhielt, aber in dem tiefen Schnee, der vor einigen Tagen gefallen war, konnte niemand fahren. Sie war sehr mißvergnügt darüber, aber es half ihr doch nichts. Sie bot das doppelte Fuhrlohn. „Ja," sagten die Fuhrleute, „das Geld wollten wir

gerne verdienen, wenn wir nur durchkönnten." — Julie sprach ihren Verwandten nicht.

Ihren Bruder, den Julie sehr liebte, hätte sie gerne in dem Orte gehabt, wo sie wohnte; aber er erhielt viele Meilen von ihr ein Amt. Sie wäre gern an diesen Ort hingezogen, aber sie mußte bey einer sehr alten und schwächlichen Tante bleiben, deren Vermögen sie einmal erben sollte.

Sehr oft erfuhr Julie, wie wahr der Vater geredet hatte. Wenn sie aber auch zuweilen darüber mißvergnügt war, daß nicht alles so war, wie sie gern wollte, so gab sie sich doch bald darüber zufrieden. „Es kann nicht immer so gehen, wie man es wünscht," sprach sie dann, und dachte dabey immer ans Häschen.

Löhr.

67.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweißes Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl
Die einzige ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind!
Sie lau'rt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht;
Mein Rath ist gut gemeint."

„Auch vor der Eule hüte dich,
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.“
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
„O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht.“

Nun ging sie einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod!“
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrot.

Bertuch.

68.

Mätzchen.

An einem Sonntage rief Herr Ottmar seine Schüler, Lorenz, Adolph, Karl, Peter, Johann und Ernst, zusammen, und ging mit ihnen in den Wald spatzieren. Man kam an einen kleinen Bach; über den wurde gesprungen; denn die kleinen Männer sprangen gern, besonders Ernst; bloß Johann machte immer ein kurioses Gesicht, wann er über einen Graben hüpfen mußte.

An dem Ufer des Baches standen schöne blaue Blümchen, die ihr alle unter dem Namen Vergißmeinnicht kennt. Da Herr Ottmar ein großer Freund von diesen Blümchen war, so pflückten seine Schüler welche, und machten ihm damit ein Präsent. Als er die Präsente seiner Schüler ansah, hörte man ein Gekrächze. Es ging: kräh! kräh!

Alle sahen auf den Baum, worunter sie standen, und erblickten zu ihrer Freude einen schwarzen Vogel. Es war eine junge Rabenkrähe, die nicht recht fliegen konnte. Man jagte sie vom Baume; da flog sie auf die Wiese. Herr Ottmar sprang ihr nach und erhaschte sie.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die die kleinen Männer, Lorenz, Adolph, Karl, Peter, Ernst und Johann, darüber hatten!

Der schwarze Vogel wurde nach Hause getragen, und zuerst dem kleinen Gotthilf gezeigt. Bald kamen auch Ernst, der kleinere, Wilhelm, Franz, Schorsch, Thoms, Fritz, Adam, Abraham und noch viele andere junge Personen herbey gelaufen, und wollten die gefangene Rabenkrähe sehen. Herr Ottmar gab ihr den Namen Mätzchen, und seine Schüler fütterten sie mit rohem und gekochtem Fleische.

Nach und nach wurde Mätzchen zahm, und wenn man pfiff und Mätzchen rief, so kam das Thier auf die Hand geflogen.

Ging man in den Garten, so nahm Adolph oder Lorenz, oder ein andrer Mätzchen auf die Schulter, und ließ es herum spatzieren. Einmal aber wäre Mätzchen

beynahe davon geflogen. Es kam eine alte Rabenkrähe, die rief sehr heftig: kräh! kräh! Als Mätzchen dieses hörte, flog es fort, und Herr Ottmar konnte es nur mit Mühe wieder bekommen.

Mätzchen guckte oft zum Fenster hinaus; da sah es einmal im Hofe einige Hühner mit einem gesprenkelten Hahne; husch! da war Mätzchen mitten unter den Hühnern, und half ihnen fressen. Dies bekam ihm aber gar übel. Die Hühner fielen über Mätzchen her, und nun ging eine kleine Schlacht an. Es sah so aus, als wenn kleine Knaben sich unter größere mischen, sie in ihren Spielen stören, und dafür von ihnen oft herumgezaust werden.

Die Schlacht fiel für Mätzchen nicht gut aus; die Hühner brachen ihm den rechten Flügel, und nun konnte es nicht mehr fliegen. Der Flügel hing immer herunter, und das sah gar nicht hübsch aus. Aber warum mischte sich auch das Thier unter die Hühner!

Mätzchen lebte noch einige Wochen, dann starb es.

Gz.

69.

Der blinde Mann und sein Hund.

In einer großen Stadt kam ein alter Mann um seine Augen, und wurde ganz blind.

Der Mann war nun unglücklich genug, aber was ihn noch unglücklicher machte, war, daß er kein Vermögen hatte, sondern in der größten Armuth lebte.

Auch dieses war noch nicht genug. Der arme Mann hatte auch niemanden, der ihn begleitet hätte, wenn er in der Stadt herumgehen wollte, um mitleidige Menschen um Allmosen zu bitten.

Bloß einen Hund besaß der blinde Mann. Das treue Thier that seinen Herrn die größten Dienste. Es ging nie von seiner Seite, und begleitete ihn überall hin als Wegweiser.

Kam der blinde Mann an ein gut gebautes Haus, so blieb der Hund stehen. Der blinde Mann that dasselbe.

Jetzt ging der Hund in das Haus, und fing an zu wimmern. Die Leute wußten schon, was das bedeute, und reichten dem Thiere ein Stück Geld, welches er seinem Herrn brachte. Diejenigen Häuser, in welchen der blinde Mann ein- oder zweymal kein Almosen bekommen hatte, merkte sich der Hund genau, und führte seinen Herrn bey denselben vorbey, ohne stehen zu bleiben.

Wie höchst unglücklich wäre der blinde Mann gewesen, wenn er nicht diesen Hund gehabt hätte.

Gtz.

70.

Die Räuber und der Hund.

Nahe an einem Walde lag ein Wirthshaus. Es war schön spät Nachmittags, als ein Metzger oder Fleischhacker in dieses Wirthshaus kam, und daselbst ein Paar Leute fand, die sich für Handwerksburschen ausgaben.

Der Wirth war mit dem Metzger bekannt, und fragte ihn, woher er komme?

Ich bin, sagte der Metzger, bey meinen Schuldnern gewesen, und habe von ihnen Geld geholt.

Diese Worten hörten jene beyden Leute, die bald darauf das Wirthshaus verließen.

Als es schon etwas finster war, wollte der Metzger fortgehen. Der Wirth aber bat ihn, bey ihm zu übernachten. Ich weiß nicht, sprach der Wirth, wie jene zwey Leute mir vorgekommen sind. Sie sahen mir verdächtig, sie sahen wie Räuber aus.

Ich fürchte nichts, versetzte der Metzger, mein Hund beschützt mich gegen alle Anfälle. Adjeu, Herr Wirth, ich muß gehen.

Der Metzger ging fort, der Wirth aber hatte die ganze Nacht keine Ruhe.

Des Morgens eilte er sogleich nach dem Walde, durch welchen der Metzger gehen mußte. Als er etwas tiefer hinein kam, erschrak er nicht wenig, als er den Hund des Metzgers und bald darauf auch diesen auf der Erde liegend erblickte.

Der Wirth wollte näher hinzutreten, aber der Hund sprang zornig gegen ihn, und ließ ihn seinem Herrn nicht nahe kommen. So viel sah der Wirth, daß der Metzger in seinem Blute da lag. Er eilte nach seinem Wohnorte zurück, und rief viele Menschen zusammen, mit denen er sich in den Wald begab. Aber keiner traute sich dem erschlagenen Fleischhacker näher zu treten, weil der Hund dies durchaus nicht zulassen wollte.

Nur mit vieler Mühe konnte man dem treuen Thiere den Leichnam seines Herrn entreißen. Man untersuchte diesen, und fand, daß er alles Geld, das er von seinen Schuldnern geholt, noch bey sich hatte.

Die Räuber hatten ihn wahrscheinlich überfallen und getödtet, wurden aber durch den Hund verhindert, ihn des Geldes zu berauben, das er bey sich trug.

Gz.

71.

Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinwand und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche wie die großen Damen gekleidet gingen; und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch ein Kleid von Seide und gestickte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir auch das Haar frisiren!

Das will ich wohl thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht; aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt seyn wirst.

„Warum nicht, lieber Vater?" fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen be-

schädigt

schädigt oder beschmutzt werden. Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmal unsauber geworden sind.

„O ich will mich schon in Acht nehmen.“

„Nun, es sey,“ sagte der Vater, und ließ ihr machen alles, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Spatziergang angestellt, und Nantchen war dabey.

Man kam an eine Wiese, die voll Maiblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herumflatterten.

Die Knaben und Mädchen liefen hin, die Blumen zu pflücken und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feuchte wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin ginge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die andern genug eingesammelt hatten und zurückkamen.

Jetzt ging der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreißen, blieb etwas zurück, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen.

Auf einmal hörte man ein ängstliches Geschrey.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne reißen ab, und die ganze Frisur war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte; welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband auflösen zu lassen; aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihrentwegen in ihrem Vergnügen sollten gestört werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurückkommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bey sich selbst, ach! mein lieber Vater hatte doch wohl Recht!

Nach einer Stunde kamen alle zurück, und riefen ihr entgegen: geschwind, Nantchen, es wird regnen; dort kömmt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ungeachtet die Schnürbrust und die kleinen engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihren Poschen, bald mit ihrer zerrissenen Frisur.

Indeß war das Gewitter herangerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich umkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir morgen ein anderes seidenes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sah.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wohl, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage, und vergib mir, daß ich eine Thörin war.

Campe.

72.

Das unfolgsame Mädchen.

Lisette hatte eine gute Mutter, die ihre Tochter recht sehr liebte.

Lisette, sprach fast alle Tage die Mutter, ich habe dich recht gerne, wenn du gut und artig bist. Folge mir

nur; thue nur das, was ich dir heiße, und unterlaß alles, was ich dir untersage; denn ich meine es gut mit dir.

Lisette hörte diese Bitten der Mutter wohl an, befolgte sie aber nur selten.

Befahl ihr die Mutter zu lernen, so wurde Lisette verdrießlich, oft weinte sie darüber. Wollte sie die Mutter irgend wohin schicken, so war dies Lisetten unangenehm. Verbot ihr die Mutter etwas, so that sie es doch gewöhnlich, wenn sie glaubte unbemerkt zu seyn.

Durch dieses schlechte Betragen machte Lisette ihrer Mutter viel Verdruß. Ich meine es so gut mit dir, sprach diese zu Lisetten, und du kränkst mich dafür durch deinen Ungehorsam. Wie kannst du dieses über dein Herz bringen?

Wenn die Mutter so sprach, sah Lisette finster zur Erde und sprach kein Wort.

Einmal wurde Lisette für ihre Unfolgsamkeit hart bestraft.

Die Mutter mußte ausgehen. Lisette, sprach sie, gehe nirgends hin, am wenigsten an das Wasser; es ist jetzt tief, auch haben die Fluthen das Ufer hie und da durchwühlt, daß es einbricht, wenn man darauf tritt.

Die Mutter ging nun fort. Lisette hatte ein Geschäft zu verrichten. Als es geendigt war, wußte sie nicht, was sie anfangen sollte. Ey, dachte sie bey sich, ich will doch an das Wasser gehen, und nachsehen, wie hoch es gestiegen ist. Die Mutter hat es mir zwar verboten, aber sie sieht mich ja nicht.

Die ungehorsame Lisette eilte nun an den Fluß, der hinter dem Hause ihrer Eltern floß. Er war sehr tief. Lisette hatte ihre Freude an den großen Wogen des Wassers.

Als sie eine Zeitlang in einiger Entfernung dem Wasser zugesehen hatte, sprach sie zu sich selbst: ich muß doch näher hinzu gehen, das Ufer wird ja nicht überall gleich einbrechen.

Lisette ging nun näher. Als sie sah, daß das Ufer nicht einbrach, wurde sie kühn, und ging auf und ab spatzieren. Doch, ach! es währte nicht lange, so glitschte sie aus, ein Stück vom Ufer brach ein, und Lisette fiel in den Strom.

Sie schrie um Hülfe. Das Wasser führte sie weg.

Glücklicher Weise hatten einige Menschen, die in der Nähe standen, Lisettens Angstgeschrey gehört. Sie eilten

herbey, und suchten die Unglückliche zu retten. Dies gelang ihnen.

Lisette wurde aus dem Wasser ans Land gezogen, aber sie hatte nur noch wenig Leben in sich.

Ein herbeygerufener Arzt brachte Lisetten wieder zum Leben; allein sie mußte ein halbes Jahr lang an den Folgen ihres Unglückes Leiden, und das Krankenbett hüten. Sie wurde hierauf zwar wieder gesund, aber nicht vollkommen. Zwey Jahre lang kränkelte sie, dann mußte sie sterben.

Gz.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob, 1776-1831

Handbuch von Erzählungen für das Kindesalter vom vierten bis zum siebenten Jahre Zum Gebrauch für Mütter und Kinderfreundinnen ; Eine Auswahl kleiner Geschichten für kleine Kinder aus den Schriften mehrerer Jugendfreunde
Bd.: 1

Leipzig 1806

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.257#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301437-7